

Beiträge zur Sportgeschichte Heft 17 / 2003

INHALT

DOKUMENTE/KOMMENTARE/DISKUSSION

- 4 Gymnastik für die Jugend (Auszug)
Johann Friedrich Christoph GutsMuths
- 7 Der DSV 1910 – ein bedeutender Dresdner Sportverein
Rainer Funk und Steffen Grimm
- 16 Gretel Bergmann und die Wahrheit
Horst Forchel
- 23 Inspirierte ein Landarzt Coubertin?
Klaus Huhn
- 28 Nachwort 1972 zu 1936
Gerhard Zwerenz
- 33 Gedanken zu einem vergessenen Buch
Joachim Fiebelkorn
- 38 Salchow lebt in seinem Sprung
Ake Jönsson
- 43 Ein „sportlicher“ Konsul in Bilbao
Klaus Huhn
- 46 Die Wahrheit über Kienbaum
Gert Barthelmes
- 51 Jan Ullrich und sein Comeback
Gustav-Adolf Schur
- 54 Eine Lektion „Aufarbeitung“
Hans-Joachim Benthin

- 59 Die Misere des Amateurboxsports
Karl-Heinz Wehr
- 63 Erfolgreiche „Betreuung“ 1904
- 64 Das Doping-Opfer-Hilfegesetz (Merkbl. und Reaktionen)
- 74 Zur Sportsoziologie bis zum Beginn der 70er Jahre
Klaus Rohrberg
- 85 ZITATE
- 104 REZENSIONEN
Erhard Richter (Hrsg.): Erlebte Sportgeschichte
Klaus Huhn
- 105 Günter Witt: Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist
Günther Wonneberger
- 106 Der Langstreckler und die Diktatur des Proletariats
Horst Forchel
- 107 Gerd Falkner: DDR-Kinder- und Jugendsportschulen
Wolfhard Frost
- 110 Klaus Ullrich Huhn: Spurt durchs Leben
Margot Budzisch
- 112 Steuerung und Regelung des Betriebs der Skelettmuskeln
Klaus Gottschalk
- 113 Gertrud Pfister: Frauen und Sport in der DDR
Annemarie Weigt
- 116 Thorald Meisel Chronik des Skisports Klingenthal
Margot Budzisch
- GEDENKEN
- 119 Gerhard Michael
Klaus Huhn

DIE AUTOREN

GERT BARTHELMES, geboren 1928, Direktor der Sportschule des Deutschen Turn- und Sportbundes in Kienbaum 1977 bis 1990.

HANS-JOACHIM BENTHIN, geboren 1926, Sportlehrer, Mitglied des Präsidiums des Bundes Deutscher Segler (BDS) 1969 bis 1990, stellvertretender Generalsekretär des BDS 1979 bis 1990.

MARGOT BUDZISCH, Dr. sc. paed., geboren 1935, Prof. für Theorie der Körperkultur an der Humboldt-Universität zu Berlin 1977 bis 1994.

JOACHIM FIEBELKORN, geboren 1926, Sportjournalist, Chefredakteur „Deutsches Sportecho“ 1959 bis 1963.

HORST FORCHEL, Dr. paed., geboren 1931, Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport (FKS) Leipzig 1978 bis 1990.

WOLFHARD FROST, Dr. phil. habil., geboren 1931, Prof. für Geschichte und Theorie der Körperkultur an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1985 bis 1991.

RAINER FUNK, geboren 1950, Vorsitzender Dresdner Sportverein (DSV) 1910 e.V.

STEFFEN GRIMM, Journalist.

KLAUS GOTTSCHALK, Dr. med. habil., geboren 1937, Prof. für Sportmedizin an der DHfK Leipzig 1981 bis 1986 und an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1987 bis 1992.

KLAUS HUHN, Dr. paed., geboren 1928, Sportjournalist und Sporthistoriker, Mitglied der dvs.

AKE JÖNSSON, schwedischer Journalist.

KLAUS ROHRBERG, Dr. sc. paed., geboren 1932, Prof. für Geschichte und Theorie der Körperkultur an der PH Zwickau und der Universität Chemnitz/Zwickau 1985 bis 1994.

GUSTAV-ADOLF SCHUR, geboren 1931, Diplomsporthelehrer, Mitglied des Deutschen Bundestages 1998 bis 2002.

KARL-HEINZ WEHR, geboren 1930, Generalsekretär der Internationalen Amateur-Box-Assoziation (AIBA) 1986 bis 1998.

ANNEMARIE WEIGT, geboren 1930, Diplom-Pädagogin, Studienrätin.

GÜNTHER WONNEBERGER, Dr. phil., geboren 1926, Prof. für Geschichte der Körperkultur 1967 bis 1991 an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) Leipzig, Rektor der DHfK 1967 bis 1972.

GERHARD ZWERENZ, geboren 1925, Schriftsteller.

DOKUMENTE/KOMMENTARE/DISKUSSION

DOKUMENTATION/DISKUSSION

Gymnastik für die Jugend

Von GUTSMUTHS

Im Hinblick auf die aktuellen Diskussionen über die mangelhafte Förderung des Jugendsports in der BRD, erinnern wir an das 1793 erschienene Buch von Johann Christoph Friedrich GutsMuths (9.8.1759 – 21.5.1839) und publizieren es auszugsweise.

„Sr. Herzoglichen Durchlaucht ERNST Regierendem Herzoge zu Sachsen Gotha-Altenburg etc. dem Freunde der Jugend und dem Beförderer aller vernünftigen Erziehung gewidmet. Durchlauchtigster Herzog!..

Unter EwR. DURCHLAUCHT sanfter Regierung und thätiger Unterstützung gedieh die Anstalt, in der ich seit acht Jahren lebe; gedieh die Kunst, welche die Wangen unserer Jugend mit Gesundheit färbt. Durch die gnädigsten Äußerungen des Beifalls, womit Ewr. Durchlaucht oft die hiesigen jugendlichen Übungen belebten, wurde ich bei meinem Unternehmen angefeuert. Mit dem innigsten Gefühle des Dankes übergebe ich Ewr. Durchlaucht meine Arbeit und bin mit tiefster Ehrfurcht und landeskindlicher Ergebenheit

Ewr. Durchlaucht

*Unterthänigster,
der Verfasser*

VORREDE.

Die Hauptabsicht der Erziehung ist schon seit Jahrhunderten, dass eine gesunde Seele im starken, gesunden Körper sei. Wie kommts denn aber, dass wir die Ausbildung des letzteren gemeinlich vergessen, ungeachtet wir mit unwidersprechlicher Gewissheit wissen, dass den Schwachen, Kränklichen und Siechen, dass den Weichling und Verzärtelten nichts, gar nichts, weder Geld noch Ordensband, weder Gelehrsamkeit noch Tugend, vor den bejammernswürdigen Folgen schütze, die aus seinem Zustande für ihn entstehen? - Dein Sohn erbe von dir nichts, bilde sogar seinen Geist nur spärlich, aber verschaffe ihm einen gesunden, starken, behenden Körper: er wird dich einst segnen, wenn er, sei es auch am Pfluge oder durch den schweren Karst, am Amboße oder durch den Hobel ermüdet, sein einfaches Mahl genießt; bilde seinen

Geist bis zur höchsten Staffel, aber vernachlässige seine körperliche Gesundheit, Kraft und Behendigkeit: und er, ein verzärteltes, leidendes, elendes, unbehilfliches Geschöpf wird sich einst, - und wenn du ihm Friedrichs Schatz hinterließest beim Glanze seiner Kenntnisse, beim Schimmer des Ordensbandes und im Weihrauche des Thrones selbst, deiner mit schmerzlichem Gefühle erinnern und deiner Erziehung fluchen. Gelehrsamkeit und die feinste Verfeinerung verhält sich gegen Gesundheit und Körpervollkommenheit wie Luxus gegen - Bedürfnis.

Ist denn folglich unsere Erziehung wohl nicht ein verkehrtes Ding, wenn sie auf Luxus losarbeitet und darüber des wahren, großen *Bedürfnisses* vergisst? - Dieser Gedanke - O, möchte er doch endlich einmal nicht bloß ganz gefasst und beherrzigt, sondern auch überall in der Erziehung praktisch gemacht werden! - liegt meiner Arbeit zugrunde. Ihr Gang ist einfach und aus der am Ende gegebenen Übersicht leicht zu erkennen.

Es ist mir wohl bekannt, dass eine echte Theorie der Gymnastik auf physiologische Gründe gebaut und so die Praxis jeder einzelnen Übung derselben nach den individuellen Körperbeschaffenheiten abgewogen werden sollte. Diese Vollkommenheit suche man in meiner Arbeit nicht; denn sie ist nur auf getreue Erfahrung einer achtjährigen Praxis gebaut, die mich überzeugte, dass Gymnastik zur Erziehung nothwendig, und dass sie so, wie ich sie hier gebe, in ihren einzelnen Übungen für Körper und Geist der Jugend... äußerst nützlich sei...

Gesetzt, der gelehrteste Arzt in Europa wäre zugleich Erzieher, übte seine Zöglinge nach den besten medicinischen Einsichten und schriebe eine vollkommen physiologische Gymnastik, wer sollte sie denn gebrauchen? Ist es denn nicht höchst einleuchtend, dass sie nur von solchen Erziehern auf die Jugend im allgemeinen und ganz besonders auf jedes Individuum derselben angewendet werden könnte, welche jene medicinischen Einsichten ganz besäßen? Wäre sie denn brauchbar, solange unsere Erzieher statt der gründlichsten Medicin Theologie studieren? - Was will den folglich die Forderung einer auf Physiologie und Anatomie gebauten Gymnastik sagen? Ist sie denn nach Ort und Zeit berechnet?

Ich kann nicht entscheiden, wie weit sich die physiologischen Kenntnisse der alten Griechen erstreckten; aber soviel ist sehr be-

kannt, dass sie überhaupt erst später medicinische Kenntnisse hinein trugen, nachdem sie schon durch eine lange Praxis von dem Vortheile und Nutzen gymnastischer Übungen für die Jugend und die ganze Nation überzeugt worden waren... Mit warmen und von dem Gegenstande innig durchdrungenem Herzen schrieb ich diesen Versuch, mit willigem nutze ich in der Folge jede Bemerkung, die mir freundschaftlich darüber ertheilt wird. - *Schnepfenthal bei Gotha, Sept. 25. 1793.*

Der DSV 1910 - ein bedeutender Dresdner Sportverein

Von RAINER FUNK und STEFFEN GRIMM

Das zu seiner Zeit beste deutschsprachige Fachlexikon (Beckmanns Sportlexikon, Wien - Leipzig, 1933) bezeichnete den „Dresdener Sportverein (DSV) 1910“ als einen „der bedeutendsten Arbeiterfußballvereine Deutschlands“ der „Kreis-, Verbands- und Bundesmeisterschaft“ gewann und „demnach der erfolgreichste deutsche Fußballklub“ sei. Diese Aussage, die vor allem auf die Fußballabteilung des Vereins zielt, findet sich - mit Ausnahme von „Lexikon Fußball“ (Leipzig 1987) - in der DDR-Fachliteratur sachgerecht wieder, in neuerer Literatur zur Geschichte des Dresdner Fußballsports wird sie ebenfalls sachlich aufgegriffen. In aktueller allgemeiner Literatur zur Fußballgeschichte taucht der Verein nur in Ergebnislisten auf, wenn überhaupt. Im „Stadtlexikon Dresden“ (1994) wird der Verein erwähnt, in einer Nummer der „Dresdner Hefte“, die ausschließlich der örtlichen Sportentwicklung gewidmet ist, fand der Verein keinen Platz. Seine Entwicklung, Bedeutung und Wirkung, die weit über den Fußballsport hinaus ging, ist bisher nur in einer Broschüre enthalten, die im Zusammenhang mit der Erinnerung an den vom Verein 1925 begonnenen deutsch-sowjetischen Sportverkehr 1985 erschien. Der folgende Text gibt Teile dieser Broschüre gekürzt und aktualisiert wieder. Den Autoren der Broschüre, die dazu ihre Zustimmung gaben, sei ausdrücklich gedankt!

1910 — das Gründungsjahr

Um die Jahrhundertwende entstanden in ganz Deutschland viele Arbeitersportvereine. Bereits 1894 hatten sich Arbeiter im „Ring- und Kraftsportverein Herkula“ zusammengeschlossen. Im Dresdner Osten gab es damals genauso begeisterte Sportler wie Jahrzehnte später, obwohl die Bedingungen für den Sportbetrieb nicht vergleichbar waren. Es wurde auf Höfen, Straßen oder wenig geeigneten Freiflächen Sport getrieben. Ein aus Lumpen zusammengebundener Ball musste die braune Lederkugel ersetzen. Die Begeisterung kannte aber bei den jungen Arbeitersportlern keine Gren-

zen, und es fanden zünftige Vergleichskämpfe zwischen einzelnen Straßenmannschaften statt. Sogenannte „wilde“ Vereine aus den damaligen Dresdner Bezirken Striesen, Blasewitz, Tolkewitz und Laubegast traten auf Bau- und Sandplätzen in sportlichen Wettstreit. Bald entstand das Bedürfnis, sich auch organisatorisch zusammenzuschließen. Am 1. Juni 1910 waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der Zusammenschluß von vier „wildem“ Vereinen zum Dresdner Sportverein 1910 erfolgte.

Vor der Eintragung in das Vereinsregister wurde ein Statut aufgestellt. Der Charakter des Vereins geht deutlich aus Paragraph 2 hervor: „Der Verein bezweckt die Förderung der Volksgesundheit auf rein volkstümlicher proletarischer Grundlage zur Kräftigung des arbeitenden Volkes durch a) Pflege aller Leibesübungen, b) Hebung des geistigen Wissens durch Vorträge und Versammlungen.“

Die Sportfreunde der Vereinsleitung um den Mitbegründer und langjährigen Vorsitzenden Otto Nagel erkannten, daß es nicht allein genügt Sport zu treiben, sondern auch der Bildung der Mitglieder große Beachtung geschenkt werden muß. Die Mitglieder des DSV 1910 traten nicht nur auf dem Sportplatz, sondern auch bei Demonstrationen und Feiern der Arbeiterbewegung aktiv in Erscheinung. Der DSV fehlte bei keinem Maifest.

Der DSV wollte durch den Fußball bekannt werden und damit für den Arbeitersport werben. Deshalb wurde als erstes eine Fußballabteilung gebildet. Bereits 1911 konnte der DSV den Bezirksmeistertitel von Dresden erringen, wodurch die Mannschaft auch über Sachsens Grenzen hinaus bekannt wurde. Für die Heimspiele stand in den ersten zwei Jahren ein Bauplatz in Tolkewitz zur Verfügung. Ab 1912 war ein Sandplatz in Laubegast, die „Sandwüste von Laubegast“, Heimstatt der Arbeitersportler im Dresdner Osten.

Der friedliche Wettstreit mit anderen Vereinen und der weitere Aufbau des DSV wurden jäh durch den ersten Weltkrieg unterbrochen.

Der erste Weltkrieg und die Jahre danach

Die Arbeitersportler des DSV mußten zu der bitteren Erkenntnis gelangen, daß die Arbeiterklasse weder im nationalen noch im internationalen Rahmen die Kraft hatte, dieses Völkermorden zu verhindern und den Frieden zu erzwingen. Wenige waren es, die in den schweren Kriegsjahren neben den Sorgen des Alltags auch noch Zeit fanden, die Belange des Sports zu vertreten. Nicht selten

war die Vereinskasse leer. Trotz alledem wurde weiterhin politische Arbeit geleistet und der Sportbetrieb aufrecht erhalten. In vielen Karten und Briefen aus dem Felde kam zum Ausdruck, daß die in der Heimat verbliebenen Sportler die Farben des Vereins hoch halten sollen, damit nach dem schrecklichen Krieg der DSV wieder neu erblühen könne. 22 Sportler mußten ihr Leben für die Interessen der reaktionären Bourgeoisie lassen, die nicht die ihren waren. Mit Begeisterung nahm deshalb 1917 der klassenbewußte Teil des deutschen Proletariats die Nachricht vom Sieg der Oktoberrevolution in Russland unter Führung Lenins auf.

Ganze 33 Sportfreunde setzten das angefangene Werk der DSVer fort. Trotz vieler Schwierigkeiten in den Nachkriegsjahren gelang es der 1. Fußballmannschaft, bereits im Jahre 1920 Mitteldeutscher Meister zu werden. In den Jahren 1921 bis 1924 unterlag der DSV stets im Kampf um den Meistertitel gegen den Arbeitersportverein Leipzig-Stötteritz.

Der Bau des „Stadions Dresden-Ost“

Der Zuspruch der Dresdner Bevölkerung war durch die Erfolge gestiegen, und die „Laubegaster Sandwüste“ war - wollte man vorwärts kommen - nicht mehr diskutabel. Die Frage nach einem neuen Sportplatz wurde immer dringender. Der Vorstand beschloß, vorerst einen B-Platz zu bauen. Dieser B-Platz wurde durch die Mitglieder und Freunde des Vereins in ca. 6 000 Arbeitsstunden im Jahre 1923 gebaut. 1924 erfolgte dann der erste Spatenstich für das „Stadion Dresden-Ost“. Jeder Sportfreund des Vereins verpflichtete sich zu einer wöchentlichen Arbeitsleistung von 5 Stunden. Der Aufruf an die Dresdner Arbeiter zur Mithilfe fand ein begeistertes Echo. Unter den Hunderten freiwilligen Helfern befanden sich häufig kommunistische und sozialdemokratische Landtagsabgeordnete und Stadtverordnete, so Willibald Krauß, Rudolf Renner und Otto Gäbel. Der Rote Frontkämpferbund kam an manchen Abenden zügewise zur Arbeit. Die Rote Sport-Internationale spendete 5 000 Reichsmark. Insgesamt wurden 72 000 freiwillige unbezahlte Arbeitsstunden geleistet. Im Sommer 1925 war es dann endlich geschafft. Die Dresdner Arbeitersportler hatten sich eine eigene Heimstatt geschaffen. Vom 12. bis 19. Juli 1925 wurde das Stadion feierlich eingeweiht.

Die Meisterjahre - ein Aufschwung im DSV

Der Trainingsfleiß der Fußballer des DSV wurde 1924 im Spiel um den Kreismeistertitel Sachsens mit einem 6:0-Sieg über Leipzig-Stötteritz belohnt. Der Weg zum Bundesmeister im Arbeiter-Turn- und Sportbund war geebnet. Dem DSV gelang es, auch im entscheidenden Spiel gegen „Stern Breslau“ siegreich vom Platz zu gehen. Der Bann war gebrochen, und es gelang, in den folgenden drei Jahren diesen Titel zu verteidigen. Damit war das Ziel erreicht, das sich die Mitglieder gestellt hatten.

Nach der erstmaligen Erringung des Titels eines ATSB-Bundesmeisters wuchs der Zuspruch zum Verein immer mehr. Das sportliche Interesse der Arbeiter des Dresdner Ostens führte zur Bildung von Raffballmannschaften, Schießabteilungen, Leichtathletengruppen, Billard-, Schach- und Gesangsabteilungen. Die Mitgliederzahl erhöhte sich auf 250.

Internationale Vergleiche als Beitrag zur Völkerverständigung

Von 1924 bis 1928 spielten die Dresdner u. a. gegen Mannschaften aus Frankreich, England, Finnland, Belgien, Österreich, der Schweiz und der Tschechoslowakei. Im Vordergrund dieser Spiele stand der Gedanke, durch den Sport freundschaftliche Kontakte zu Arbeitern in anderen Ländern herzustellen.

1925 begann eine besondere Sportfreundschaft. Rund 18.000 begeisterte Fußballanhänger strömten am 25. August 1925 in das Stadion an der Hepkestraße, um das Spiel ihres DSV 1910 gegen eine Auswahlmannschaft aus Charkow miterleben zu können. Sie trat unter dem Namen „Kommando Charkow“ an - was nicht anderes als „Mannschaft Charkow“ bedeutete. Es glich einer Sensation: Erstmals waren in Dresden Sportler aus der Sowjetunion zu Gast. Wie war diese Begegnung möglich geworden? In den 20er Jahren reifte mit den wachsenden Erfolgen des DSV 1910 bei dessen Spielern der Wunsch, mit einer Mannschaft aus der Sowjetunion zusammenzutreffen. Deshalb wandten sich die Dresdner an die Rote Sport-Internationale, die einen Spielabschluß mit Charkow ermöglichte. Die sozialdemokratisch gebundene Mehrheit im Vorstand des Arbeiter-Turn- und Sportbundes (ATSB) verbot jedoch die Begegnung mit der Begründung, daß laut Luzerner Sport-Internationale, der der DSV 1910 als Verein des ATSB unterstand, Vergleiche mit Mannschaften anderer Sportorganisationen nicht gestattet seien. Bei Zuwiderhandlungen wurde dem DSV mit dem

Ausschluß aus dem ATSB gedroht, wodurch eine weitere Teilnahme an den Meisterschaften nicht möglich gewesen wäre. Trotz dieser Drohungen ergab eine geheime Abstimmung beim DSV 1910 mit überwältigender Mehrheit: Das Spiel findet statt! Lange erhielten die Charkower Fußballer keine Einreisegenehmigung durch die deutschen Behörden. Und auch als die sowjetische Mannschaft das Visum endlich in den Händen hatte, versuchten lettische und deutsche Grenzbehörden, die Einreise noch zu verhindern. Mit zwei Tagen Verspätung traf die Mannschaft deshalb erst am 23. August 1925 in Dresden ein.

Am 25. August brausten Beifallsstürme auf, als die sowjetischen Arbeitersportler den Rasen im Stadion an der Hepkestraße betreten und neben dem DSV Aufstellung nahmen. Von den Rängen erklang die „Internationale“. Begeisterung herrschte im weiten Rund als Nikolai Krotow, der Mannschaftskapitän der Charkower, an die Dresdner Sportler eine rote Fahne übergab, auf der in goldgestickten Lettern stand „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“. Mit großer Mühe war es gelungen, dieses Banner über die Grenzen zu schleusen. Vor der Zollkontrolle hatte es sich der Delegationsleiter Iwan Scholdak um den Leib gewickelt und darüber ein weites Hemd gestreift, das ihm der Mannschaftskapitän geliehen hatte. Der DSV 1910 gewann mit 3:1. Von acht Vergleichen konnten die Charkower während ihres dreiwöchigen Deutschlandaufenthaltes jedoch noch sieben erfolgreich gestalten, darunter auch das Rückspiel gegen den DSV. Es endete 1:0. Das Ignorieren des Spielverbotes des ATSB sollte für die Dresdner noch Folgen haben. Der DSV wurde aus dem ATSB ausgeschlossen. Doch aus Solidarität mit dem DSV vereinbarten mehrere Vereine des ATSB mit ihren unteren Mannschaften Freundschaftsspiele. Die Folge war der Ausschluß dieser Vereine aus dem ATSB, da der Spielverkehr mit einer ausgeschlossenen Gemeinschaft die gleiche Strafe nach sich zog. Lawinenartig lichteten sich die Reihen des ATSB, und so sah sich dieser gezwungen, das Urteil gegen den DSV rückgängig zu machen und Spiele mit Mannschaften anderer Verbände zu gestatten. Dem Dresdner Beispiel folgend, schlossen nun weitere deutsche Arbeitersportvereine Spielverträge mit Mannschaften der Sowjetunion ab. Es folgten mehrere Spiele in Hamburg, Leipzig und Dresden. Schließlich wurde ein deutsch-russisches Sportabkommen unterzeichnet. Eine Sachsenauswahl des ATSB reiste auf

Einladung in die Sowjetunion und trug dort mehrere Spiele aus. 1927 weilte eine sowjetische Auswahl in Deutschland und spielte erfolgreich gegen eine Auswahl des ATSB und gegen mehrere Spitzenvereine des Bundes. Diese Spiele wurden von der Presse als „Russenspiele“ bezeichnet und von nationalistischen und antikommunistischen Kreisen scharf verurteilt. Die Funktionäre des ATSB, die diesen Spielen zugestimmt hatten, wurden als „Russenknechte“ beschimpft.

Der Verein wird gespalten

Die Auseinandersetzung um die „Russenspiele“ innerhalb des ATSB war eine Widerspiegelung der Zersplitterung der deutschen Arbeiterklasse, die auch im Arbeitersport zur Spaltung führte. Die wegen der Nähe zur Kommunistischen Partei oder ihrer Politik von dessen Vorstand aus dem ATSB ausgeschlossenen Vereine gründeten die „Interessengemeinschaft zur Wiederherstellung der Einheit im Arbeitersport“ und schließlich unter dem Einfluß führender Kräfte der KPD die „Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit“ (KG), die den Status einer selbständigen Sportorganisation annahm und für ihre ca. 250.000 Mitglieder einen deutschlandweiten Sportbetrieb organisierte. Sie wurde als „Rot Sport“ bezeichnet und verstand sich als „Opposition“ gegen die „Bundestreuen“ im ATSB. Diese Widersprüche schlugen sich auch im DSV 1910 nieder. Es kam zu einer Teilung des DSV in zwei Vereine. Die „bundestreuen“ Fußballer spielten fortan auf dem B-Platz, während die Mannschaft der „Roten Sporteinheit“ im Stadion ihre Spiele austrug und 1931 und 1932 die Deutsche Meisterschaft der KG gegen „Sparta Berlin“ gewann. Der langjährige Streit zwischen beiden Vereinen wurde 1933 mit der Machtergreifung der Faschisten jäh beendet... Mit Hitlers Machtergreifung begann am 30. Januar 1933 die dunkelste Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes. Der Reichspräsident erließ am 28. Februar 1933 ein Gesetz zum „Schutze von Volk und Staat“, das sämtliche Verbände und Organisationen außer der NSDAP verbot. Die Mitglieder der „Roten Sporteinheit“ setzten jedoch die politische Arbeit auf illegalem Weg fort. Es war kein Zufall, daß gerade diese Sportler den Kampf weiterführten. Die langjährigen Verbindungen zu Arbeitersportlern aus vielen Ländern, insbesondere der Sowjetunion, hatten ihnen auch politische Klarheit über den Faschismus vermittelt. Mangelnde Erfahrungen im illega-

len Kampf führten zur Festnahme von 22 Vereinsmitgliedern am 16. Januar 1934. Davon wurden 20 mit einer Gesamtstrafe von 19 Jahren und 4 Monaten vom Naziregime eingekerkert. Doch trotz Repressalien und intensiver Nachforschungen blieb das Banner aus Charkow für die Nazis unauffindbar. Zunächst befand es sich beim Vereinsvorsitzenden, dem Kommunisten Otto Hempel, den die Faschisten später umbrachten. Dann verbarg es der stellvertretende Vereinsvorsitzende Georg Dinner. Ihn steckte man in ein Konzentrationslager. Die Fahne gelangte zu Horst Stier, der sie gut versteckte. Und nach der Befreiung nahm das Banner seinen Weg als Symbol deutsch-sowjetischer Freundschaft in das Museum für Geschichte in Berlin, Unter den Linden.

Die Befreiung vom Hitlerfaschismus — ein Neubeginn für den Sport im Dresdner Osten

Im Mai 1945, am Ende des durch den deutschen Faschismus vom Zaune gebrochenen zweiten Weltkrieges, eröffnete sich die Chance, den Weg zu Frieden, Demokratie und Sozialismus zu beschreiten. Wie fast überall bot sich auch im Dresdner Osten ein Bild der Zerstörung und des Elends. Die Not war groß, stark aber auch der Wille zum Neubeginn. Im Sport fehlte es buchstäblich an allem. Überall herrschte Mangel an Übungsstätten, Geräten, Bekleidung und ausreichender Nahrung. Und nicht zuletzt herrschte Chaos in vielen Köpfen. Die Hauptaufgabe bestand darin, das Erbe des Faschismus zu überwinden, Imperialismus und Militarismus mit der Wurzel auszurotten, die antifaschistisch-demokratische Umwälzung zum Sieg zu führen und die Menschen umzuerziehen; auch viele Sportler.

Entsprechend den Grundsätzen des Potsdamer Abkommens ordnete 1945 der damalige Alliierte Kontrollrat in seiner Direktive Nr. 23 unter anderem an: „Allen vor der Kapitulation in Deutschland bestehenden sportlichen, militärischen oder paramilitärischen athletischen Organisationen wird jede Betätigung untersagt, und sie sind bis zum 1. Januar 1946 spätestens aufzulösen.“ Gestattet wurde „das Bestehen nichtmilitärischer Sportorganisationen örtlichen Charakters“, die aber „das Niveau eines Kreises nicht übersteigen“ durften.

Aktivisten der ersten Stunde wie Arthur und Otto Nagel, sowie weitere ehemalige Arbeitersportler des DSV 1910 stellten schon

Ende Mai 1945 beim sowjetischen Kommandanten des V. Verwaltungsbezirkes Dresden einen Antrag auf Genehmigung des Sportbetriebes im Dresdner Osten. Am 22. Juni 1945 fanden sich ca. 100 Sportfreunde unter Leitung des ehemaligen DSV Funktionärs Arthur Nagel im Sportheim „Stadion Ost“ an der Hepkestraße zur Gründung der SG Striesen zusammen. Das nachträglich angefertigte Protokoll ist vom Staatlichen Notariat Dresden mit einem Siegel versehen und bestätigt worden.

Die SG Striesen entwickelte den Sportbetrieb zunächst auf kommunaler Ebene. Es entstanden die Sektion Fußball mit 4 Mannschaften, die Sektion Handball mit 2 Mannschaften sowie eine Sektion Boxen. Bereits Anfang Juli 1945 fand das erste Fußballspiel im „Stadion Ost“ statt. Das Endspiel im Fußball-„Aufbauturnier“ entschied am 6. Juli 1946 im Ostragehege die SG Striesen mit 4:1 Toren gegen die SG Löbtau zu ihren Gunsten. Damit wurden die Striesener Stadtmeister und begannen, die Traditionen des DSV 1910 würdig fortzusetzen... Nach Gründung des Deutschen Sportausschusses... im Oktober 1948 wurde der kommunale Sportbetrieb aufgelöst und der Betriebsport gefördert. Viele Sportgemeinschaften schlossen sich Trägerbetrieben an, Großbetrieben, die mittlerweile Volkseigentum waren. So entstand aus der SG Striesen die Zentralsportgemeinschaft (ZSG) Nagema. Zwar konnte sich die 1. Mannschaft der ZSG nicht für die neugeschaffene Ostzonenliga im Fußball qualifizieren, doch spielte sie in der zweithöchsten Spielklasse, der Landesliga, eine führende Rolle.

Aufschwung des Sportbetriebs

1949, im Gründungsjahr der DDR, übernahmen die Dresdner Zigarettenfabriken als Trägerbetrieb die Sportgemeinschaft. Unter dem neuen Namen BSG VVB Tabak vollzog die Sportgemeinschaft einen großen Aufschwung. Sportfreund Rudi Rätzer, damaliger Hauptdirektor der Vereinigung Volkseigener Betriebe der Tabakindustrie (VVB Tabak), hatte wesentlichen Anteil an der Verbesserung der materiellen Bedingungen für den Sportbetrieb. Ein Autobus für 18 Personen, ein Boxring und Tischtennisplatten konnten aus Mitteln des Betriebes angeschafft werden. Die Sportfreunde der BSG VVB Tabak bedankten sich mit ausgezeichneten sportlichen Erfolgen. So konnten im Tischtennis der Sportfreund Heinz Reschke und die Jugendmannschaft im Landtennis den

Sachsenmeistertitel erkämpfen. Auch die Kegler machten von sich reden. Das sportliche Leben in Striesen pulsierte wieder. Und die Erinnerung an die „Russenspiele“ lebte weiter und wurde später als Tradition sportfreundschaftlicher Verbindung nach Charkow gepflegt.

Am 27.6.1990 ging aus der BSG Empor Tabak der Dresdner Sportverein 1910 als eingetragener Verein hervor, wobei sich die Fußballsparte als Sportgemeinschaft Striesen verselbständigte. Der DSV 1910 hat im Jahre 2003 über 500 Mitglieder, wobei Gymnastik und Kegeln die mitgliederstärksten Abteilungen sind.

Gretel Bergmann und die Wahrheit

Von HORST FORCHEL

Ursprünglich wollte ich diesen Beitrag für die Rubrik „Rezensionen“ schreiben, aber je länger ich in dem Buch „Ich war die grosse jüdische Hoffnung“ las, desto ergriffener war ich und meine Überzeugung wuchs, dass man es nicht bei einer „Rezension“ belassen sollte. Zugegeben, wir wußten auch bislang schon einiges über Gretel Bergmann, jene jüdische Hochspringerin, die 1936 in die deutsche Olympiamannschaft berufen worden war, um der Welt vorzugaukeln, Juden würden nicht benachteiligt, und dann aber am Tag nachdem die USA-Mannschaft an Bord der „Manhattan“ in New York abgelegt hatte, aus der Mannschaft gefeuert wurde. Ihr spätes Buch belehrt uns: Wir wußten zu vieles noch nicht. Deshalb gilt der erste Dank Anna-Ruth Löwenbrück, die die inzwischen 89Jährige überredete, ihre Memoiren in Deutschland zu veröffentlichen. Dank gilt auch dem Haus der Geschichte Baden-Württembergs in Stuttgart, das dieses Buch in der Reihe „Südwestdeutsche Persönlichkeiten“ herausbrachte. Die Reaktion in der deutschen Buchlandschaft hielt sich in Grenzen, es gab sogar nachdenklich stimmende Kommentare.

In ihrem Vorwort vermerkt Anna-Ruth Löwenbrück: „Der deutsche Sport entschied sich erst in den 1980er Jahren auf Initiative von Burkhard Volkholz zu einer späten Ehrung der von den Nazis vertriebenen Spitzensportlerin. Das Deutsche Olympische Komitee brauchte noch länger, um sich bei Margaret Lambert für das Unrecht zu entschuldigen, das ihr im Namen des deutschen Sports angetan worden war...“ Burkhard Volkholz, Bürger der Gretel-Bergmann-Heimatstadt Laupheim, dürfte also der eigentlich Initiator des Bergmann-„Comebacks“ sein.

Das deutsche NOK hatte zwar bei seiner Anerkennung durch das IOC 1950 eine Erklärung abgegeben, in der es hieß: „Die deutsche Sportjugend mißbilligt zutiefst die von den Verbrechern des Nazi-Regimes begangenen Grausamkeiten...“, aber konkrete Schritte folgten diesem Papier nie. Weder gegenüber den Angehörigen des in Brandenburg hingerichteten Olympiavierten von 1936, Werner Seelenbinder, noch gegenüber Gretel Bergmann, die in die USA hatte entkommen können.

In ihren Memoiren erinnert sie sich an den Beginn ihrer sportlichen Laufbahn: „Ich trat im 100- und 200-Meter-Lauf, beim Speer- und Diskuswerfen, beim Kugelstoßen mit der elf Pfund schweren Kugel und im Weitsprung an. Einmal machte ich sogar beim Geländelauf mit. Ich weiß nicht mehr, wie viele Kilometer wir liefen, vielleicht drei oder fünf. Da ich vorher nie einen Langstreckenlauf absolviert hatte, ging ich davon aus, noch vor dem Ziel zusammenzubrechen. Als ich die Ziellinie schließlich dennoch erreichte, war mir schlecht vor Erschöpfung, schwindelig vom Sauerstoffmangel, und meine Lungen waren am Ende ihrer Leistung angelangt. Ich sah in diesem Ereignis eine grausame und ungewöhnliche Strafe und schwor, mich ihr nie mehr auszusetzen... Meine Eltern akzeptierten allmählich, dass ich anders war, als sie es gerne gehabt hätten, und waren schließlich sogar richtig stolz auf meine Leistungen. Mein Vater sammelte Zeitungsartikel, Photos und sonstige Informationen über meine steile sportliche Karriere. Heutige Spitzensportler können ausgezeichnet von der Leichtathletik leben... Da ich (dank Adolf Hitler) nicht die Chance bekam, eine national bekannte Spitzensportlerin zu werden, weiß ich nicht, ob Spitzensportler auch damals schon bezahlt wurden. Aber ich weiß, dass ich schnell die Lust verloren hätte, wenn ich so hart für den Erfolg hätte arbeiten müssen, wie es heute üblich ist. Für mich war Sport etwas, das Freude machte, und keine Schinderei. Sport war meine Leidenschaft...”

Vor den Nazis das erste Mal nach England geflohen, startete sie am 30. Juni 1934 bei den britischen Meisterschaften. Sie hatte für das Kugelstoßen und den Hochsprung gemeldet und weil sich das Kugelstoßen verzögerte, ließ sie sich von der Startliste streichen, kam aber dennoch zu spät zum Hochsprung. „Als ich... antrat, lag die Latte bereits bei 1,35 m. Wahrscheinlich hätten die Schiedsrichter nichts dagegen gehabt, die Latte für meinen ersten Sprung niedriger zu legen, aber ich hielt es für psychologisch geschickter, meinen Gegnerinnen mein überragendes Selbstbewusstsein vorzuführen. Also bestimmte ich rasch die Distanz für den Anlauf, holte tief Luft und segelte mit weitem Abstand über die Latte. Als dann die anderen an der Reihe waren, nahm ich noch einmal sorgfältig Maß für den Anlauf und markierte fünf Schritte vor dem Absprung einen Punkt für meinen linken Fuß. Die letzten Schritte vor dem Sprung waren entscheidend: wie bei einem

Flugzeug, dessen Motoren vor dem Abheben auf voller Kraft laufen müssen, sorgten sie dafür, dass die explosive psychische und physische Energie freigesetzt wurde, die nötig war, um den Gesetzen der Schwerkraft zu trotzen... Eine nach der anderen schied aus, bis nur noch Milne und ich übrig waren.... Die Latte liegt jetzt bei 1,50 Metern; das schaffen wir beide beim ersten Versuch. Die Latte wird höher gelegt. Kein Problem. Noch mal höher. Bei 1,55 Metern verpatzt erst Milne den ersten Versuch, dann ich. Auch beim zweiten Versuch schaffen wir es beide nicht. Jetzt der dritte und letzte Versuch. ... Ich gehe auf und ab, versuche, mich zu fassen, schüttele Arme und Beine, um die Muskeln zu lockern. Ich spreche mit mir selbst, sage mir alles vor, was ich zu tun habe. Ich ziehe die langen Trainingshosen aus, starre wie hypnotisiert auf die Latte und sage meinem Körper: Jetzt schaffst du's... aber während ich in der Sägemehlgrube sitze und die Latte ohne das geringste Zittern ruhig da oben liegen sehe, trifft mich das Ungeheuerliche mit voller Wucht. ICH BIN BRITISCHE MEISTERIN, der Traum ist wahr geworden..." Bald darauf holte man Gretel Bergman als jüdische "Quotenathletin" nach Deutschland zurück. Sie tat es ihrer Familie zu Liebe.

„Im Herbst 1934, kurz nachdem ich mit der Schule begonnen hatte, bekam ich einen Brief - mit 'Heil Hitler' unterschrieben - von den deutschen Sportbehörden. Es war ein Formbrief, wie ihn alle Olympiakandidaten erhielten, mit der Anweisung, mich zu einem viertägigen Olympia-Trainingskurs in Hannover einzufinden. Ich las ihn mit gemischten Gefühlen. Vielleicht kann ja nur ein anderer Sportler den fast zwanghaften Wunsch nachvollziehen, an einer Olympiade teilzunehmen, und mit diesem Brief war ich, wie ich glaubte, diesem Ziel ein wenig näher gekommen. Dazu kam noch der tiefere Beweggrund - zu zeigen, was eine Jüdin leisten konnte... Die Nazis spielten ihr Spiel sehr geschickt. Im Frühjahr und Herbst 1935 und dann wieder im Vorfrühling 1936 wurde ich erneut zum Training eingeladen, diesmal nach Ettlingen im Schwarzwald, wo ich unter den wachsamen Augen des Trainers Brechenmacher trainierte..."

Anfang Juni 1936 wurde Gretel Bergmann aufgefordert, an einem Sportfest in Stuttgart teilzunehmen. Sie startete im Hochsprung: „Als die Beste bei ausgesprochen mittelmäßigen 1,40 Metern ausschied, sprang ich immer noch im Trainingsanzug und hatte

keinen Sprung verpatzt. Ich sprang wie nie zuvor, wie eine Verrückte, besessen von dem Gedanken, die Zuschauer, die ganze Nazipartei zu demütigen. Wie anders war es bei der britischen Meisterschaft gewesen. Damals war ich bewusst vorgegangen, nutzte die Zeit zwischen den Sprüngen. Jetzt war ich ungeduldig und zum Sprung bereit, sobald gemessen und die Latte höher gelegt worden war. Schließlich lag die Latte bei 1,60 Metern, dem deutschen Rekord. Bis jetzt hatte ich keinen Sprung verpatzt, und ich war entschlossen, das auch diesmal nicht zu tun. Und wieder zögerte ich nicht. Ich biss die Zähne zusammen, lief an, sprang. Und schon war ich drüber, mit einem Abstand von mehreren Zentimetern. Der Abschaum der Erde - wie Adolf Hitler meinte -, die unwürdige Jüdin, hatte den deutschen Rekord erreicht. Unter normalen Umständen wäre das Stadion in Aufruhr geraten, aber ich hörte nur sehr vereinzelt Beifall. Es überraschte mich auch gar nicht, dass keiner... mir gratulierte. Wie konnte diese minderwertige Jüdin die Unverschämtheit, die Chuzpe, besitzen, sich auf die Ebene der 'arischen' Superfrauen zu begeben? Ich hatte ja nicht nur den deutschen Rekord erreicht, sondern auch eine Höhe übersprungen, die weltweit nur drei Frauen geschafft hatten... Ich konnte es mir nicht leisten, offen zu zeigen, wie schadenfroh ich war... 'Na, ihr widerlichen Scheißkerle, wie findet ihr meine Leistung? Wie findet ihr es, dass diese elende Jüdin den deutschen Rekord erreicht hat, dass diese elende Jüdin eure Besten um zwanzig Zentimeter geschlagen hat, dass diese elende Jüdin eurem Bild von der arischen Überlegenheit einen Riss verliehen hat und es nicht das Geringste gibt, was ihr dagegen tun könnt?' Wie ich es bedauerte, dass ich das nicht laut sagen konnte...

Und jetzt blieb nichts mehr zu tun außer zu warten. Jeden Tag saß ich auf den Stufen vor dem Haus und wartete auf den Briefträger... Zwei Wochen später hatte das Warten ein Ende. Es war alles so sachlich fast schon steril. Ein Formbrief, datiert vom 16. Juli 1936, informierte mich, ich sei nicht beständig genug gewesen und sei aufgrund meiner ungenügenden Leistungen nicht in die Olympiamannschaft aufgenommen worden. Für meine Mühe in den vergangenen zwei Jahren stünde mir auf Anfrage eine Stehplatzkarte für die Leichtathletikwettkämpfe zu. HEIL HITLER.

...Es war geradezu unheimlich, wie präzise der Plan der Nazis funktioniert hatte, den sie zweifellos schon hatten, als sie mich aus England zurückbefahlen. Um absolut sicherzugehen, dass nichts schief gehen würde, wurde der Ablehnungsbescheid erst abgeschickt, als das amerikanische Olympiateam die Vereinigten Staaten per Schiff bereits verlassen hatte - am 15. Juli. Die Annahme der Nazis, dass das US-Team, sobald es unterwegs war, nicht mehr umkehren würde, erwies sich als zutreffend."

Auch das deutsche NOK nahm vom Erscheinen des Buches Kenntnis und kommentierte es in seinem monatlichen „Report“, monierte aber, dass die Bergmann versäumt habe, einen „kenntnisreichen Historiker“ zu Rate zu ziehen. Der hätte sie vor mancher „Übertreibung“ bewahren können, „wie z. B. die Behauptung, die Nazis hätten den Brief mit ihrer Nichtnominierung erst deshalb am 16. Juli 1936 abgesandt, nachdem am Tag zuvor die 'Manhattan' mit dem US-Team an Bord in New York abgelegt hatte... Es gibt keinen Beleg dafür, dass die Amerikaner willens waren, die Spiele noch in letzter Minute zu boykottieren.“ Und weil jenes NOK, dass sich nie dazu aufrufen konnte, sich bei Gretel Bergmann zu entschuldigen und sie als Gipfel seiner Goodwill-Gesten zu den Spielen nach Atlanta einlud, 2003 „keinen Beleg“ für eine denkbare Absage der USA in letzter Minute hat, nennt es die Feststellung der Jüdin Bergmann rügend eine „Übertreibung“. Das darf man doch wohl bedenklich nennen.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, liest auch abseits aller sportlichen Erlebnisse erschüttert Gretel Bergmanns Lebensbericht: „Ich weiß nicht, ob große Sorgen tatsächlich eine Fehlgeburt auslösen können, aber sechs Wochen nach Brunos Abreise (gemeint ist die Einberufung ihres Mannes A. d. Hrg) verlor ich unser Kind. Körperlich erholte ich mich ziemlich schnell, aber psychisch ging es mir sehr schlecht. Bruno hatte mir zwar das Wissen ersparen wollen, dass er bereits an der Front war, aber aus einem Artikel in der 'New York Times' erfuhr ich, dass die 103. Division in den Vogesen kämpfte. Deshalb dauerte es lange, bis Bruno meine Briefe erhielt, und so bekam ich im Gegenzug wochenlang Briefe von ihm, die vor Glück und Freude über unser Kind überströmten. Dadurch wurde die Wunde über den Verlust immer wieder aufgerissen.

Dann bekam ich Gewissensbisse, weil ich so unbedacht und egoistisch gewesen war, Bruno über die Fehlgeburt zu informieren, wo er sich doch eigentlich ausschließlich auf sein eigenes Überleben hätte konzentrieren sollen. Die traurigen Briefe, die ich bekam, als ihn die Neuigkeit schließlich erreicht hatte, verstärkten mein Unbehagen. Es mag selbstüchtig gewesen sein, aber als wir dann beide gelernt hatten, das Geschehene zu akzeptieren, war ich sehr erleichtert, diese Last nicht allein tragen zu müssen.

Es wurde August, bis die Armee es für richtig hielt, Brunos Division heimzuschicken. Dazu kam eine sehr traurige Nachricht. Bruno hatte sich ein Paar Tage Urlaub genommen und war nach Andernach gefahren, um zu erfahren, was mit seiner Familie geschehen war. Unsere schlimmsten Befürchtungen bewahrheiteten sich: Man hatte die gesamte jüdische Bevölkerung der Stadt in Viehwagen getrieben und an einen unbekanntem Ort deportiert. Seine Eltern waren spurlos verschwunden. Wir haben nie erfahren, in welchem Lager sie umgekommen sind. Aber eigentlich machte das nichts, vielleicht war es sogar besser, nicht die ganze grausame Wahrheit zu kennen.

Ein einziger Jude lebte noch in der Stadt, Brunos Cousin, der mit einer katholischen Frau verheiratet war. Ihm hatte nur das Kriegsende das Leben gerettet, denn Juden, die in gemischten Ehen lebten, sollten aus irgendeinem unerklärlichem Grund zuletzt deportiert werden. So war den Nazis nicht genügend Zeit geblieben, die Stadt zu hundert Prozent 'judenrein' zu machen... Sanitätsoffiziere sind normalerweise unbewaffnet, aber Bruno trug trotzdem eine Waffe, die er allerdings nicht benutzte. Die Versuchung war zweifellos groß, aber er wollte sich nicht auf dieselbe Ebene begeben wie diese feigen Hunde, die ihm jetzt schworen, nie Nazis gewesen zu sein. In Andernach hatte es anscheinend keinen einzigen Nazi gegeben! Brunos schmerzliche Mission war zu Ende, er wollte nichts weiter, als den ganzen verderbten Ort für immer hinter sich lassen...

Wir waren noch immer im Krieg mit Japan, und dieses Schreckgespenst trieb mir immer wieder den Angstschweiß auf die Stirn, aber ich beschloss wie Scarlet O'Hara in 'Vom Winde verweht', mir darüber erst morgen Gedanken zu machen. Der 'V-Day' verdient einen Ehrenplatz in den Geschichtsbüchern, aber für mich war der wichtigste Tag des 20. Jahrhunderts der 'A-Day', der

Tag von Brunos Ankunft. Es fiel mir schwer, mich zu beherrschen, ich hätte am liebsten abwechselnd gelacht und geweint. Erst nachdem ich mir vorgestellt hatte, wie es aussehen würde, wenn ich, eine scheinbar reife Dreißigjährige, durch die Straßen hüpfte und meine Freudensprünge absolvierte, gelang es mir, mich zusammenzureißen. Mein Chef, der wusste, wie mir zu Mute war, hatte in der Praxis ein scharfes Auge auf mich und verhinderte katastrophale Fehler. Sobald ich das genaue Datum von Brunos Ankunft kannte, kündigte ich, und mein Chef freute sich mit mir.

Nach Brunos Abreise nach Übersee waren meine Eltern und ich in eine größere Wohnung im selben Haus gezogen, in dem auch Rudolph mit seiner Familie wohnte. Die Nähe meiner Angehörigen war ein großer Trost für mich, aber am Tag unseres Wiedersehens sehnte ich mich verzweifelt nach etwas mehr Privatsphäre, als sie die Wohnzimmercouch bot, auf der wir schlafen mussten. Aber ich hätte mehr Zutrauen zu meinen Eltern haben sollen; sie verbrachten den ganzen Nachmittag in Rudolphs Wohnung und blieben den ganzen Abend diskret in ihrem Zimmer. Wir müssen uns wohl ziemlich angestrengt haben, denn ich war in Rekordzeit wieder schwanger, hatte aber auch fast sofort wieder eine Fehlgeburt...

Ich kann bis heute nicht rational über Präsident Trumans Entscheidung nachdenken, die Atombombe auf Japan zu werfen. Wäre der Krieg in Japan nicht beendet worden, hätte man Bruno mit Sicherheit in den Pazifik geschickt. Das rückte die Katastrophe in ein ganz anderes, sehr selbstsüchtiges Licht. Ich hätte die ungeheure Zerstörung, die unzähligen Toten und die möglichen Folgen der massiven radioaktiven Verseuchung für künftige Generationen am liebsten ignoriert."

1947 wurde Gretel Mutter. Ihr Sohn Glenn, begleitete sie 1996 auf ihre Reise in ihre Geburtsstadt Laupheim.

Noch einmal: Ein in vielfacher Hinsicht lesenswertes Buch – ganz besonders in unserer Zeit.

Gretel Bergmann; Ich war die große jüdische Hoffnung; G. Braun, Karlsruhe; 264 S. 16.80 €; ISBN 3-7650-9056-3

Inspirierte ein Landarzt Coubertin?

Von KLAUS HUHN

Noch immer gilt die 1972 erschienene Coubertin-Biographie der Französin Marie Thérèse Eyquem als Standardwerk zum Lebenswerk des französischen Humanisten. Dass heute nur noch ein relativ geringes Interesse an seinen Idealen und Zielen zu konstatieren ist, könnte damit zu erklären sein, dass die in der Gegenwart mit der Geschichte der modernen Olympischen Spiele Befassten der Konfrontation mit dem Vermächtnis des Begründers der modernen Spiele gern aus dem Weg gehen. Er „passt“ nicht mehr in die Gegenwart. (Schon die Tatsache, dass er sein ganzes Vermögen den Spielen opferte, während man heute vor allem danach strebt, die Spiele als Gewinnquelle zu betrachten, könnte diese Zurückhaltung erklären.)

Marie Thérèse Eyquem hatte ihr Buch vor über dreißig Jahren mit den Worten begonnen: „In einer Zeit, in der sich einige junge Leute das Leben und Streben so leicht machen, dass sie schlichtweg alles, was von Opa stammt – Opa Marx vielleicht ausgenommen – für tot erklären, wundert es nicht, zu hören, dass auch Opas Olympische Spiele längst tot sind.“¹⁾ Die Autorin zitierte im Vorwort zahlreiche gravierende Sätze Coubertins, manchen darunter, dessen Forderungen damals noch Gemüter erhitzte, inzwischen aber längst der Vergessenheit anheimfielen, seitdem die Kommerzialisierung des Sports viele von Coubertin aufgeworfene Fragen unwiderruflich beantwortet hat. Zum Beispiel diese: „In welcher modernen und den Gegenwartsbedürfnissen entsprechenden Denkkordnung finden wir das ethische Gegengewicht, das den modernen Athletismus davor bewahren könnte, in die Geschäftemacherei hineingezogen zu werden und so schließlich im Schmutz zusammenzuberechen?“²⁾ Die Antwort kennt jeder: Es gab keine „Denkkordnung“, die das verhinderte.

Aber sollte deshalb darauf verzichtet werden, seinen Spuren zu folgen? Es finden sich interessante Hinweise – durchaus nicht erst eben entdeckte, aber in der Vergangenheit eben nicht gebührend beachtete. Das gilt in starkem Maße für die Anregungen eines britischen Landarztes, der von der Eyquem gar nicht erwähnt worden war. Dabei hatte sie den Englandreisen Coubertins in den frühen

achtziger Jahren ein ganzes Biographie-Kapitel gewidmet, konzentrierte sich dabei aber auf dessen Besuche in den Eliteschulen Eton, Harrow, Oxford, Cambridge und vor allem Rugby, dessen bedeutendster Rektor Thomas Arnold schon 45 Jahre zuvor verstorben war, mit seinen Schriften über die körperliche Erziehung aber großen Eindruck bei Coubertin hinterlassen und ihn bereits 1888 bewogen hatte, das Buch „Erziehung in England“ zu schreiben. Tatsache aber ist, dass eine weitere England-Reise Coubertin weit mehr beeinflusst haben dürfte und demzufolge auch gravierende Spuren in seinem Werk hinterlassen hat. Das Ziel der 1890 angetretenen Reise war Much Wenlock. Coubertin hatte erfahren, dass dort ein Dr. William Penny Brookes seit Jahren Olympische Spiele veranstaltete. Brookes war 1809 in Wenlock als Sohn des dortigen Stadtarztes geboren worden, studierte in London, Paris und Padua Medizin und übernahm 1831 die Praxis seines Vaters, nachdem der Opfer einer Typhus-Epidemie geworden war.

Dem britischen NOK, das sich bekanntlich in den frühen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Birmingham für die Olympischen Sommerspiele 1996 beworben hatte, gebührt das Verdienst, damals nicht nur die üblichen Werbekampagnen gestartet, sondern auch Samuel Mullins dabei unterstützt zu haben, die Geschichte dieser Wenlock-Spiele zu untersuchen und sie in einer kleinen aber sehr fundierten Broschüre zu publizieren. Die erschien 1986 unter dem Titel „Britische Olympier“, wurde aber nur wenig beachtet. Sehr zu Unrecht, denn tatsächlich ist Brookes zu den Pionieren der olympischen Bewegung zu zählen.

Coubertin war einer Einladung des Arztes nach Wenlock gefolgt und berichtete hinterher ausführlich darüber in der Dezember-Ausgabe der Zeitschrift „L’Athletique“⁽³⁾: „Wo finden Sie Much Wenlock? Ich spüre ihre Hemmung, eine Verbindung zwischen dem fast barbarisch klingenden Namen und Erinnerungen an antike Olympische Spiele zu entdecken. Much Wenlock ist ein Marktflecken in der Grafschaft Shropshire an der Grenze zu Wales.“⁽⁴⁾ Nach dieser Schauplatzbeschreibung kam Coubertin zur Sache: „Wenn die Olympischen Spiele, von denen das moderne Griechenland nicht weiß, wie man sie wiederauferstehen lassen könnte, ausgerechnet dort wieder aufblühen, ist das nicht das Verdienst eines Griechen, sondern Brookes, der sie vor 40 Jahren ins Leben rief

und sie heute – obwohl schon 82-jährig – noch immer mit Energie organisiert.“⁵⁾

Sam Mullins, lange Jahre Kurator des Wenlock-Museums, hatte sich gründlich mit der Rolle Brookes' und vor allem auch dessen Motiven für die Einführung moderner Olympischer Spiele befasst. Mullins über Brookes: „Es gibt wenig verbürgte Anhaltspunkte dafür, was diesen Landarzt eigentlich bewogen hat, einen lebenslangen Kreuzzug für die Förderung körperlicher Übungen zu führen, einem Kreuzzug, der ihn auch bewog, die olympische Bewegung in Großbritannien zu gründen, und zwar 1865 den 'Nationalen Olympischen Verband'. Außerdem war er Mitglied zahlreicher einflussreicher Ausschüsse, die sich der physischen Ausbildung widmeten und wurde von Coubertin zum Ehrenmitglied jenes Kongresses in der Sorbonne 1894 berufen, auf dem er den ersten Schritt zur Wiederbelebung der olympischen Spiele beschließen ließ. Es wird angenommen, daß Brookes' Ausbildung das Studium klassischer Literatur einschloß und er auf diesem Wege eines Tages zu den antiken olympischen Spiele gelangte.“⁶⁾ Mullins fand noch eine andere wichtige Spur durch die Brookes' Begeisterung für den Sport und seine alljährlichen Spiele beflügelt wurden: „Eine Rede Brookes' vor der Versammlung des Hadley Sport-Clubs 1882 verriet, daß sein Interesse an der physischen Ausbildung schon um 1830 geweckt worden war. Auf dem Weg nach Paris hatte er in einem kleinen Gasthaus ein Buch gefunden, das sich mit den Lebensbedingungen der Arbeiter in England befasste und eine Untersuchung vorwies, nach der zum Beispiel die Weberfamilien in der Regel in der dritten Generation ausstarben. Der Autor hatte herausgefunden, daß dies auf den Bewegungsmangel in dem Beruf zurückzuführen war. Brookes bekannte, dass dieses Buch einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen hatte und er sich von da an, intensiv mit den Möglichkeiten der Erholung für die Arbeiterklasse befasste.“⁶⁾

Mullins hatte aus dem „Shrewsbury Chronicle“ vom 17. Oktober 1882 zitiert, in dem Brookes Rede ausführlich wiedergegeben worden war. Der Kernsatz: „Wenn da eine Klasse ist, die Anspruch auf körperliche Erholung hat, dann ist es die Arbeiterklasse.“⁷⁾

Der erste Schritt zu diesen ländlichen Olympischen Spielen dürfte im Jahr 1841 erfolgt sein. Da hatte Brookes – als Arzt auch ständig um die Verbesserung der Lebensbedingungen der Landbevölke-

rung bemüht – eine „Landwirtschaftliche Lesegesellschaft“ gegründet, zu der neben einer Musikklasse auch eine für die Förderung der Leichtathletik gehörte. Es dürfte sich um einen Vorläufer der Volkshochschulen für Bauern gehandelt haben, die dann seit dem 25. Februar 1850 sogar den Namen „Olympische Klasse“ trug. Einstimmig waren ihre von dem zum Sekretär gewählten Brookes konzipierten Statuten gebilligt worden, in denen hervorgehoben wurde, dass die neue Einrichtung speziell für die Arbeiterklasse gedacht war. Zum Statut gehörte auch, dass künftig alljährlich Wettkämpfe stattfinden würden, bei denen Preise vergeben werden sollten. Dieser Punkt der Satzung ist besonders wichtig, weil er eigentlich gar nicht in die sportliche Szene der damals so konsequenten Amateurlandschaft passte und auch die allerdings erst viel später aufkommende Arbeitersportbewegung Preise ablehnte, noch dazu blanke Geldpreise.

Am 22. Oktober 1850 fanden die ersten Spiele statt. Auf dem Programm standen Hoch- und Weitsprung, ein Wurfscheibenwettbewerb, ein Hüpfrennen und ein Wettrennen für Unter-Siebenjährige. Die Preise reichten von zwei Schillingen für einen Sieg bis zu 22 Schillingen. Das mag der Grund dafür gewesen sein, dass die Spiele schnell wuchsen und Athleten aus vielen Gegenden Englands anlockten. Ein ebenfalls in jener Birmingham-Broschüre abgedruckter Zeitungsbericht der Spiele von 1867 erwähnt eine stattliche Zuschauerzahl. 1890 wurde dann also Coubertin eingeladen, dessen Bemühungen um internationale Olympische Spiele Brookes bekannt geworden sein dürften. Wie sehr man seinen Besuch schätzte, verrät die Tatsache, dass man ihn einlud, eine Eiche zu pflanzen und mit einer Bronzetafel an dieses Ereignis lange erinnerte. Den Franzosen schien Brookes' Betonung des Arbeitersports nicht im geringsten gestört zu haben. Sein Interesse im Vorfeld des Pariser Kongresses 1894, möglichst einflussreiche Persönlichkeiten als Delegierte zu gewinnen, um einen „goldenen Rahmen“ für sein Vorhaben zu gewinnen, hinderte ihn nicht daran, Brookes als Ehrendelegierten zu nominieren, ohne darauf zu hoffen, dass der 85-jährige die Mühen der Reise aus Much Wenlock nach Paris auf sich nehmen würde. Coubertin war offensichtlich 1890 von der imponierenden Organisation der Spiele beeindruckt gewesen und hatte Brookes deshalb nominiert. Er selbst hatte bekanntlich keine klaren Vorstellungen, wie künftige Spiele organisiert

werden könnten, aber Brookes hatte ihm seine gezeigt und konnte obendrein darauf verweisen, dass er mit dem griechischen Königshaus in Verbindung stand.

Coubertin schwärmte in seinem Bericht über dieses Erlebnis in „L’Athleti-que“: „Man wundert sich über Brookes, welche Bedeutung er der körperlichen Erziehung beimaß, und fragte sich auch, welchen Einfluß er wohl mit seinen Ansichten jenseits der Grenzen seines Distrikts gewänne.

Um den Bericht über meine persönlichen Erlebnisse zu beenden, will ich noch erwähnen, daß die Spiele durch ein Bankett mit ungefähr 60 Gästen und einem Ball beendet wurde... Dr. Brookes schrieb auch an den König der Hellenen und gewann die Sympathie seiner Majestät für die Absicht Wenlocks, die olympischen Spiele wiederzuleben. Aber das Patronat Athens war nicht alles, die Griechen kamen nach Wenlock und wirkten mit. Ich habe die Namen griechischer Preisträger gelesen...⁽⁸⁾

Coubertin hob die Schluss-Rede Brookes’ am Ende der Spiele 1866 hervor, in der er den besonderen Wert der Spiele für ein friedvolles Leben gewürdigt hatte. Diese Bemühungen und der Nutzen des Sports für die gesunde Entwicklung der Jugend dürften ihn in Wenlock am meisten beeindruckt haben. Die Spiele in Wenlock werden ihn also auch maßgeblich beeinflusst haben, als er 1894 die Welt mit dem Vorschlag überraschte, moderne Olympische Spiele zu feiern.

ANMERKUNGEN

1) Eyquem, Pierre de Coubertin, Dortmund 1972, S. 11

2) Ebenda, S. 13

3) Coubertin, Gesammelte Werke Coubertins, Lausanne Band 2, S. 78 – 84.

4) Ebenda S. 78

5) Ebenda

6) Mullins, „British Olympians“. London 1986, S. 10f

7) Mullins, „British Olympians“. London 1986, S. 12

8) Ebenda

Nachwort 1972 zu 1936

Von GERHARD ZWERENZ

Die Bundesregierung hat – so war zu hören – trotz allen Geldmangels erneut eine stattliche Fördersumme für die Erforschung der DDR-Sportgeschichte ausgegeben. Man munkelt, es solle aufgeklärt werden, wie sich die DDR auf die Spiele 1972 „ideologisch“ vorbereitete. Da dabei die Vorbereitung der Gastgeber übersehen werden könnte, baten wir den Schriftsteller Gerhard Zwerenz aus seinem Nachwort zitieren zu dürfen, das er 1972 dem Reprintdruck des Zigarettenbideralbums von 1936 anfügte. Es war einer der wenigen Beiträge zur Aufarbeitung der 1972 noch aktuellen Vergangenheit.

Wie gesundheitsfördernd und unpolitisch Sport und sportlicher Wettkampf sind, demonstrieren diese Bilder und Texte über Olympia 1936 - angeführt vom obersten Sportsmann A. H., dem nichts gelegener kommt als die Orgie der Muskelmanifestation, die völkerverbindend genannt wird, obwohl sie die Völker in Hysterien stürzt und trennt. Alle Nationen entsenden also ihre besten Söhne und Töchter, und ein Politiker tritt als Schirmherr auf, als ob es immer regnete, nimmt „regen Anteil“, obwohl er meist sitzen bleibt und höchstens mal die komische Armbewegung übt, den symbolischen Kugelstoß, jedoch disziplinierter, auch Linkshänder haben die rechte Hand in die Luft zu stoßen: dann gibt der Schirmherr Autogramme wie ein erfolgreicher Sportsmann, und die erfolgreichen Sportsmänner strahlen animiert, während die erfolgreichen Sportsfrauen in Ekstase geraten.

Der Schirmherr ist der wirklich erfolgreichste Sportler der Olympischen Spiele in Winter und Sommer 1936. Sein Markenzeichen sitzt auf allen Zigarettenbildern, prangt Christl Cranz wie Bruder Rudi am Oberarm, heimst als Fahne internationale Nachbarschaft ein, marschiert mit Generaloberst v. Blomberg reichswehrhaft auf, leuchtet Reichsminister Rust als Bonbon von der Jacke, stempelt den Zehnkämpfer Sievert, die liebe Mauermayer und manch anderes Unschuldslamm ab,

kennzeichnet als Riesenkrake mit sieben Hakenkreuzen die Boxer, züngelt dem Brandenburger Tor heraus, winkt tausendkreuzig aus Häusern: „Berlin im Flaggenschmuck“, schreit vierzigfach von einer Lustgartenseite, kennzeichnet zwei Hammerwerfer dort, wo ihr Herz sitzt, hockt der Speerwurf-siegerin Tilly Fleischer unterm Pulloverreißverschluss, springt über auf Gisela Mauermayer und Paula Mollenhauer, die erfolgreichen Diskuswerferinnen, markiert die deutsche Staffel und den unvergessenen Rekordler Harbig, der dann an den Folgen mit draufging; so unpolitisch (die Reihe läßt sich fortsetzen) ist Sport-Olympia in Wirklichkeit. Die hier wieder vorliegenden Zigarettenbilder wurden gesammelt. Dazu gab's Alben mit schönen dummen Texten und freigelassenen Stellen zum Einkleben der Bilder.

Wie lehrreich Bilderbücher sein können. Die süße Silbermedaille Helene Mayer, den rechten Arm hebend, eigentlich nicht so recht rasserein arisch, davor zwei bockige Österreicherinnen, Gold und Bronze, die das Armheben erst später beim Einmarsch lernten. Oder die „erfolgreichen deutschen Boxer“, tüchtige Kerle mit hartgeprägten Gesichtern... Sie wollen alle nur die Gesundheit des Volkes. Wer mag widersprechen, wenn er weiß, daß Sport gesund ist. Zwar bleiben Kranke und Verletzte zurück, zwar kann Sport den Krieg ersetzen oder auch einüben, wenn der Sport aber ein Fest feiert, wollen die Massen begeistert dabei sein; die Trauer der Niederlage ist fast so schön wie der Jubel beim Sieg... Der Sport überwindet das eigene Minus, das herrliche nationale Triumphgefühl mag A. H. bestärkt haben, den großen Gang zu wagen. Die Willenskraft der Olympiasieger von Berlin 1936 läßt A. H. zum größten Amokläufer aller Zeiten werden: Keine Grenze, über die er nicht hinwegsetzt, die er mindestens anvisiert...

Der Führer weiß, was er will. Die Nazi-Olympiade ist als größtes Olympia-Fest in die Sport- und Weltgeschichte eingegangen. Die organisatorische Großzügigkeit und rituelle Eindringlichkeit ihrer Manifestationen machen Eindruck in aller Welt. Zwar hat das Internationale Olympia-Komitee die Repräsentations- und Redelust des A. H. gebändigt, ihm die Eröffnungsworte einzeln vorgeschrieben und gewisse Verhaltensweisen erzwungen, der Restbestand aber reicht dem Veranstalter.

Er erscheint in beinahe würdevoller Zurückhaltung vor dem Publikum in aller Welt; man sieht auf Berlin und erblickt A. H. als Sym-

bol. Kein Kino kann daran vorbei. A. H. und Berlin und Olympiade und Nazi-Deutschland verschmelzen zur Einheit... Die Olympiade von 1936 ist das Exempel der Vereinbarkeit von Sport und Wahn. Die nichts als Sportler zu sein glauben, sind schon die Opfer derer, die System in den Wahnsinn bringen. Im „Angriff“ steht bei Eröffnung der Olympiade die Regieanweisung: „In den nächsten Wochen müssen wir charmanter sein als die Pariser, gemütlicher als die Wiener, liebenswürdiger als die Römer, weltmännischer als die Londoner und praktischer als die New Yorker.“

So wird den Völkern der Welt Sand in die Augen gekübelt.

Mit dem Jahre 1936 verliert die Olympiade ihre zivilistische Unschuld. Ein Regime, das sich befestigen will, legt sich die Zurückhaltung auf, die notwendig ist, eine Welt zu täuschen...

Die Athleten, die im Stadion kämpfen, wissen nicht, wofür sie benutzt werden. Ihre Arglosigkeit entspricht genau dem Zustand der dumpfen Treue, die die Führer von den Angeführten erwarten und verlangen. Sie sollen ein gutes Gewissen haben und trainierte Körper. Dafür gibt der Staat Geld aus, obwohl er sonst keins hat. Olympia als seelische Aufrüstung, die olympischen Organisatoren haben in den Nationalsozialisten ihre Meister gefunden. Zwar glauben sie, die Deutschen formen aus dem Massenspektakel die olympische Idee. Hinter den fünf Ringen leuchtet jedoch unübersehbar das blutige Zeichen auf. Nichts liegt den begeisterten Massen in den Stadien und Arenen von 1936 ferner als der Gedanke, daß sie den Vorbereitungen des Todes von 50 Millionen zjubeln. Wer das Fest stört, ist ein schlechter Charakter...

Das Fest umgibt verführerischer Zauber. Man braucht ihn, denn dem Volk muß plausibel gemacht werden, die Milliarden, die die Spiele kosten, sind nicht zum Fenster hinausgeworfenes Geld. Das Volk darf nicht insgeheim denken, man hätte statt der Olympiade für die Riesensummen besser Schulen, Krankenhäuser und Kindergärten errichten sollen...

Auf Sportfesten führen Puppen ihre Künste vor. Wer ganz ohne jede Sportbegeisterung ist, der werfe den ersten Stein. Wen reißt die große Leistung nicht vom Stuhl.

Olympia mit seiner alten Idee aus Griechenland, die sich vorzüglich ausbeuten läßt. Überlassen die Massen den Politikern die Dramaturgie ihres Lebens, Kriege und Untergänge eingeschlossen, wird Olympia zum Drama, dem die Einheit von Ort und Zeit zukommt...

Die Militärs lassen vielsagend schweigend die ordensgeschmückten Brüste glitzern. Staatsmänner treten auf und ab und verleihen staatliche Auszeichnungen, als habe ein Speerwurf das Problem verstopfter Straßen gelöst. Die Olympia zu ermöglichen, seit Jahren mit Steuern, erhöhten Mieten, Bodenpreisen und allgemeiner vorolympischer Zusatzsteuerung zahlten, zahlen begeistert noch horrende Eintrittspreise. Die Ausgebeuteten und Geschröpften wollen dem Schröpfungsakt wenigstens zjubeln können...

Denn dies ist die unabwendbare Dialektik provokatorisch irrealer Veranstaltungen, es muß gezahlt werden für Unverstand und Hybris. Es zahlen alle, die teilhaben wollen. Ein Jahr vor Spielbeginn 72 haben beim Stadionbau erst fünf Menschen ihr Bauarbeiterleben gelassen. Wie viele nachfolgen müssen... steht nicht in den Sternen...

Die Massen, denen das Brot verteuert wird, sollen ihre Spiele haben. Die Sklaven werden schon drauf trainiert. Im „Bundesleistungszentrum“ zu Frankfurt am Main etwa. „Zehn Mädchen im Alter von 13 bis 19 Jahren leben hier und turnen für nationale und internationale Lorbeeren.“ („Frankfurter Rundschau“) Doch was soll die BRD mit ihren Mädchen Erbarmen haben, hat die DDR mit ihren auch keins. Von den Sowjets und Amerikanern weiß man, daß sie ihre Sportler mit eisernem Fleiß trainieren.

Wer zu Ruhm und Ehren kommen will, muß die Sklaverei brav verinnerlichen. Bei den Westdeutschen haperts damit. „Manchmal habe ich einfach keine Lust mehr. Dann möchte ich alles hinschmeißen und irgendwo hingehen zum Tanzen.“ So das vierzehnjährige Turnermädchen Jasmin Vetter laut „Frankfurter Rundschau“, doch: „Der Staat hat die gesundheitliche, erzieherische und soziale Bedeutung des Sports erkannt“, erklärt Bundesinnenminister Genscher.

Wie klug der Staat ist und was er nicht alles erkennt, nachdem er es als deutscher Staat schon einmal 1936 erkannt hat. Was der Staat eben weiß, das weiß er oder erkennt es wieder. Die Namen der Minister wechseln, die Erkenntnisse bleiben bestehen...

„Wir fördern nur solche Talente, die sich aus freiem Willen einem harten Training unterwerfen. Und wer das tut, um dessen Persönlichkeitsbildung braucht einem nicht bange zu sein, denn schon sein Entschluß zur Askese weist ihn als Persönlichkeit aus.“ So laut „Frankfurter Rundschau“ ein Dr. Göhler, „Koordinator des

Leistungssports im Deutschen Turnerbund“, denn die Sprüche sind auswechselbar wie die Askese, die 1936 ebenso gefragt war wie sie es 1972 ist...

Die falschen Begriffe und Kategorien schießen ins Kraut: Leistung, Askese, Persönlichkeitsbildung, Volksgesundheit... An Möglichkeiten, in der Freizeit Sport zu treiben, fehlt es überall im Lande.

Die Spitzenveranstaltungen des Sports ändern daran überhaupt nichts, sie vermindern eher noch die Chancen der anderen, weil sie das Geld kosten, das notwendig wäre für den Bau von Anlagen für diejenigen, die etwas Sport als Ausgleich für die Berufssklaverei und das stundenlange Hocken im Kraftwagen benötigten... Olympia ist das größte sinnliche Theater der Moderne. Nur eine Fußballweltmeisterschaft erreicht noch gleichen Rang an Kolossalem. Von jeder Olympiade bleiben die Bilder und Filme, die immer äußerst wertvoll und künstlerisch sind, wie ein jeder Staat konstatiert. So wurde Leni Riefenstahl zur Hohen Filmpriesterin von 1936 und 1972 wird darin nicht zurückstehen. Haben wir doch wieder eine wahrhaft patriotische Presse, deren Cäsaren gewiß für bewegliche Bild-Dokumente sorgen werden. In den Verlagen herrscht längst Bewegung Rekorde an Umsatz sollen denen des Sports folgen. Wozu sonst Olympia?...

Gedanken zu einem vergessenen Buch

Von JOACHIM FIEBELKORN

Es lag versteckt hinter anderen Büchern, 400 Seiten in blauen Karton gepresst, schwarz aufgedruckt der anspruchsvolle Titel: *Olympisches Lesebuch*.¹⁾ Noch anspruchsvoller der Vermerk im Impressum: *Für den Unterrichtsgebrauch in den Schulen*. Das Buch erschien 1971 und sollte BRD-deutsche Schülerinnen und Schüler auf die Olympischen Spiele 1972 vorbereiten. Verantwortlich zeichnete ein Verein, der sich der Verbreitung olympischen Gedankengutes verpflichtet hat.²⁾ Das Buch erregte Aufsehen, kein gutes. Es mußte überarbeitet werden, erschien in einer zweiten, „bereinigten“ Auflage, die dann auch nicht mit Lob überhäuft wurde. Lohnt es denn, sich heute noch mit dem längst in die Jahre gekommenen Druckwerk zu beschäftigen? In den Tagen, da diese Zeilen zu Papier gebracht werden, rollt eine (N)Ostalgiewelle durch deutsche Massenmedien. Warum, im uns hier gegebenen thematischen Rahmen, nicht auch ein kleiner Wellenschlag in Westalgie? Das Geleitwort jenes Werkes schrieb der damalige Präsident der Deutschen Olympischen Gesellschaft (DOG), Fritz Dietz, beruflich als Präsident der Industrie- und Handelskammer Frankfurt tätig. Die Münchner Spiele, meinte er, „...fordern einen Akt deutscher Selbstdarstellung heraus, die das Bild unseres Volkes und Landes in der Welt nachhaltig beeinflussen wird“ und wünscht dem Buch, es möge dazu dienen, „die Gegenwart aus der Vergangenheit besser zu verstehen...“

Schauen wir also hinein in diese Vergangenheit, wie sie die Führung des bundesdeutschen Sportes damals sah. Da finden wir auf Seite 182 die Rede des Präsidenten des NOK der BRD, Willi Daume, die er am 25. April 1966 vor dem IOC hielt, als es um die Vergabe der Spiele 1972 ging. Da heißt es u.a.: „Man sagt, daß Städte sich in gewissen Menschen personifizieren. Wenn ich für München nach einer Personifikation suche, dann tritt vor uns unser Freund Karl Ritter von Halt. Er war Münchner und verkörperte die besten Eigenschaften dieser liebenswerten Stadt.“

Walter Umminger, Chef der DOG-Zeitschrift *Olympisches Feuer*, Redakteur und Hauptautor dieses „Lesebuches“, greift auf Carl Diem zurück: „In Carl Diem hatte eigentlich Pierre de Coubertin einen

schöpferischen Nachfolger seiner geistigen Konzeption des modernen Olympismus gefunden.“³⁾ Zwei Jahre zuvor hatte er Diem den „bedeutendsten Vorkämpfer des olympischen Gedankens in Deutschland“ genannt.⁴⁾ Diem, der Militarist, Verherrlicher des Krieges, ein geistiger Nachfolger des Friedensfreundes Coubertin? Für den deutschen Mitstreiter des französischen Humanisten, Dr. Willibald Gebhardt, der den olympischen Gedanken in seinem Heimatland gegen starke Widerstände durchsetzte, fand der sich in der olympischen Geschichte auskennende Umminger einen einzigen müden Satz: „Der Berliner Arzt Dr. Willibald Gebhardt konnte erst nach vielen Mühen eine deutsche Olympiateilnahme durchsetzen.“⁵⁾

Wir verzichten hier darauf, die „Verdienste“ der beiden im Buch so gelobten Herren bei der Belegung von Soldatenfriedhöfen zu würdigen. Erschreckend aber ist es schon, was bundesdeutscher Jugend damals als Vorbild angeboten wurde. Da ist es wohl kein Wunder, wenn der damalige Polizeipräsident von Düsseldorf und spätere Präsident des Deutschen Sportbundes, Willi Weyer, in Abwandlung eines bekannten, dem Krieg gewidmeten Gneisenau-Zitates, den Sport als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ sah.⁶⁾ Eine für dümmliche Schlagzeilen bekannte Zeitung konstatierte: „Jetzt sind die Deutschen Nr. 1 in Europa“.⁷⁾

Verwundern konnte es freilich auch nicht, daß ausländische Medien empört reagierten: „München, das einst die Wiege des Nazismus war... ist ein Besorgnis erregendes Milieu.“⁸⁾ Das war den Münchnern des Jahres 1972 zwar kaum noch vorzuwerfen, aber als erinnernde Warnung vor exzessiven nationalistischen Phrasen zu akzeptieren. Schließlich war es die beste Zeit der Halt und Diem, als München noch „Hauptstadt der (Nazi)Bewegung“ genannt wurde, was wenig „liebenswert“ erscheint.

Natürlich bekam auch die DDR ihr Fett. Das wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn da nicht immer wieder eine bemerkenswerte Kontinuität in der bundesdeutschen Sportgeschichtsschreibung festzustellen wäre. Ohne den Anspruch zu erheben, die gesamte vor 1990 in der alten und danach für die nun komplettierte BRD erschienenen Literatur über den DDR-Sport zu kennen, läßt sich da Wesentliches kaum übersehen: Viel wurde und wird geschrieben über die Suche nach einer effektiven Organisationsform des Sports (die in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR erst 1957

mit der Gründung des DTSB endete), aber welcher Autor beschäftigt sich schon in gebotener Ausführlichkeit mit der 1945 gegebenen rechtlichen Situation des deutschen Sports. Auch nicht der Lesebuch-Autor Habbe.⁹⁾ Dabei war die Lage eindeutig: In dem nicht nur für die Siegermächte bindenden Potsdamer Abkommen war unmißverständlich das Verbot der im Nazideutschland existierenden Sportorganisationen beschlossen worden, eine Festlegung, die – wie alle im Abkommen fixierten Bestimmungen – für die Zukunft eines ungeteilten Deutschland gelten sollte. Doch schon 1946 waren in den drei westlichen Zonen die ersten der alten Vereine wieder gegründet. Mit ihnen tauchten vielfach die alten Funktionäre mit ihrer braun gefärbten Vergangenheit auf. Der Vorwurf an die Verantwortlichen im Osten – Sowjetische Militäradministration bzw. die von ihr berufenen deutschen Politiker -, Vertragstreue bewiesen zu haben, weist auf ein gekrümmtes Rechtsbewußtsein hin. Aber Recht und Geschichtsschreibung werden nun einmal von der Politik bestimmt. Das war, nicht nur nebenbei bemerkt, in der SBZ bzw. der DDR nicht anders.

Wir wollen nicht mißverstanden werden: Die große Mehrheit der Deutschen war Hitler und seiner Kriegspolitik gefolgt. Ein Wiederaufbau Deutschlands wäre ohne Beteiligung, das heißt ohne Bewährungschance dieser Menschen nicht möglich gewesen. Die Frage war nur, welche Chancen ihnen eingeräumt, welche Verantwortlichkeiten ihnen anvertraut wurden. Da aber fand sich einer der Unterschiede, an denen die erwähnte Vertragstreue der vier Besatzungsmächte in Deutschland meßbar wurde.

Wie sehr dieser Unterschied manchen Historiker bis heute schmerzt, machte ein aus der alten BRD nach Potsdam geratener blindwütiger Fanatiker und Kommunistenfresser deutlich, dessen Namen in den PC zu tippen, sich die Finger des Autors weigern.¹⁰⁾ Der brachte es fertig, einen ehemaligen HJ-Führer, der in der DDR DTSB- und NOK-Präsident wurde, in Vergleich mit dem Kommentator der Nürnberger-Rassegesetze zu bringen. Gleichgültig, ob Ewald im Auftrage einer Widerstandsgruppe in der Hitler-Jugend tätig war oder nicht, er war am Tage der deutschen Kapitulation 18 Jahre alt, in Kindheit und Jugend demnach einer rigorosen Erziehung durch die Nazis unterworfen, Globke lief als gestandener Mann mit wehenden Fahnen zu denen über und identifizierte sich mit ihrem Programm des Massenmordes, den er mit seinem Kom-

mentar der Nürnberger Rassegesetze vorbereiten half. Der Hitlerjunge und Hitlers Jurist - wer zwischen zwei Menschen so unterschiedlichen Entwicklungsweges ein Gleichheitszeichen setzt, disqualifiziert sich als Historiker selbst.

Eine zweite Frage, die gern umgangen wird, ist die nach der Legitimität der Gründung und der Existenz der DDR. Sehen wir einmal davon ab, daß diese Anfang der siebziger Jahre von der UNO ohne Einschränkung bestätigt wurde, stellen wir nur die ganz simple Frage, weshalb drei der vier Besatzungsmächte die rechtliche Legitimation besaßen, die Bildung zweier deutscher Staaten anzuordnen, die vierte aber nicht (obgleich sie doch die Hauptlast des Krieges zu tragen hatte), und schon wird die Unredlichkeit der Hallstein-Doktrin offensichtlich. Warum also kämpften die Bundesregierung und auch, in deren Auftrag, die BRD-Sportführung so verbissen, die internationale Anerkennung des DDR-Sports zu verhindern, wo sie doch gegen die Entsendung einer Mannschaft des Saarlandes zu den Olympischen Spielen 1952 nichts einzuwenden hatten wie auch nicht gegen offizielle Länderkämpfe zwischen der BRD und dem Saarland? Der Grund ist wohl allein in der Tatsache zu suchen, daß in der DDR mit dem Versuch begonnen wurde, eine neue Art von Gesellschaft zu errichten, in der nicht der Profit, sondern der gerechte Anteil aller Bürger am gesellschaftlichen Gesamtprodukt Ziel der Politik sein sollte. Wir haben lernen müssen, daß dieses Ziel mit den (nicht nur) in der DDR angewandten Methoden nicht erreichbar ist. Über den Wert des Zieles gibt die Niederlage allerdings kaum gültige Antwort.

Was das alles mit dem Olympischen Lesebuch zu tun hat? Weil von Hallstein über München bis zur rechtlich mehr als zweifelhaften Aufforderung des damaligen Justizministers Kinkel an die deutschen Richter, die DDR zu delegitimieren (1991) eine gerade Linie zu verfolgen ist, die nach 1990 nicht nur vielfach zum Bruch des „Einigungsvertrages“, sondern auch dazu führte, daß die Bürger der neuen Bundesländer 13 Jahre nach dem Anschluß an die BRD in vielerlei Hinsicht immer noch Bürger zweiter Klasse sind. Geschichte fälschende Passagen in dem Lesebuch lassen diese Linie deutlich werden.

Diese Zeilen wurden nicht mit leichter Hand geschrieben. Sie sind auch nicht als Anklage gedacht. Alte Geschichten mit neuen Erfahrungen im Kopf zu lesen, macht nun einmal nachdenklich. Zum

Beispiel über die uns arrogant scheinende Bemerkung Teichlers: "Die gedruckten Veröffentlichungen der DDR-Sportgeschichtsschreibung über diese Phase (1946-1957, Anm. d. Verf.) müssen – wenn auch mit unterschiedlichen Abstufungsgraden – sämtlich in die Kategorie 'Geschichtspropaganda' eingestuft werden und sind für die Lehre unbrauchbar."¹¹ Abgesehen von der Frage, wie sich „sämtlich“ mit den „unterschiedlichen Abstufungsgraden“ verträgt, wäre wohl, nicht nur angesichts des Olympischen Lesebuches, die Frage erlaubt, ob er sich nicht gelegentlich über die BRD-Sportgeschichtsschreibung Gedanken machen und diese dann veröffentlichen sollte. Und auch, ob die in den neuen Bundesländern erschienenen Veröffentlichungen zur deutschen Sportgeschichte mit ihren darin vielfach enthaltenen Dialogangeboten (zum Beispiel in *Beiträge zur Sportgeschichte*) nicht ernst genommen werden sollten. Vielen Ostdeutschen wird der Vorwurf gemacht, sie seien in der BRD nicht angekommen. Kann man ankommen, wenn man nicht aufgenommen wird?

Aber das sind eben nur so Gedanken zu einem vergessenen Buch.

ANMERKUNGEN

- 1 DOG (Hrsg.): Olympisches Lesebuch. Dortmund 1971
- 2 Deutsche Olympische Gesellschaft
- 3 Olympisches Lesebuch. A.a.O., S. 93
- 4 NOK der BRD (Hrsg.): Die Olympischen Spiele der Neuzeit – Von Athen bis München. Dortmund 1969, S. 104
- 5 Olympisches Lesebuch. A.a.O., S. 104
- 6 RIAS 21.2.1971
- 7 BILD 23.11.1968
- 8 La Tribune de nations, Paris 6.6.1971
- 9 Olympisches Lesebuch. A.a.O., S. 65-69
- 10 Beiträge zur Sportgeschichte, Heft 15/2002, S. 10-11
- 11 Teichler, H.-J.: Die Sportbeschlüsse des Politbüros. Schorndorf 2002, S. 23

Salchow lebt in seinem Sprung

Von AKE JÖNSSON

Der freundlichen Kooperation mit schwedischen Kollegen verdanken wir dieses Porträt des weltberühmten schwedischen Eiskunstläufers Ulrich Salchow. Der Beitrag war im vollen Wortlaut im Jahrbuch 2003 des Sveriges Centralförning för Idrottens Främjande abgedruckt. Die Übersetzung besorgte Gabriele Gumprecht.

Dieser Artikel basiert auf Material, das Ulrichs Frau, Anna Salchow (1899 - 1998), hinterlassen hat. Lars Wass brachte mich 2002 mit Annas Tochter, Annelise Gormsen, zusammen, die mir großzügig Zugang zu Zeitungsausschnitten, Briefen, Schriftstücken, Telegrammen usw. gewährte, die die Familie über „Papa Ulrich“ gesammelt hatte.

Sportsterne haben oft nur kurze Leuchtkraft: Sie strahlen, verlöschen und sind vergessen. Nicht so der Eiskunstläufer Ulrich Salchow, der in „seinem“ Sprung auch 80 Jahre nach dem Ende seiner fast märchenhaften Karriere weiterlebt. Dieser „unsterbliche“ Sprung ist selbst dem nur zuweilen Eiskunstlauf verfolgenden Fernsehzuschauer ein Begriff. Simpel beschrieben, geht es um folgendes: Salchow lief auf einem Schlittschuh rückwärts, sprang, vollzog in der Luft eine volle Umdrehung und landete auf dem anderen Schlittschuh.

Generationen von Eiskunstläufern haben den Sprung weiterentwickelt: Aus dem einfachen Salchow wurde ein doppelter, ein dreifacher und schließlich ein vierfacher – aber es blieb immer ein „Salchow“....

Karl Emil Julius Salchow war am 7. August 1877 in Köpenhamn geboren worden. Die Familie seines Vaters, eines Regimentszahlmeisters, stammte aus Böhmen. Die Familie lebte in Österbro. Die Mutter ward zuweilen eine „Eisprinzessin“ genannt und so nahm es nicht wunder, dass Ullrich schon als Achtjähriger als Eisläufer auf sich aufmerksam machte... Als 13-Jähriger wurde Ulrich Salchow nach dem Umzug der Familie nach Stockholm 1891 Mitglied im dortigen Allgemeinen Schlittschuhklub (SASK) und schon am 19.

Februar desselben Jahres debütierte er bei einem Schulwettkampf. Ulrich erinnerte sich: „...Wir wurden zu Hause sehr streng erzogen. Z.B bekamen wir Kinder niemals Kaffee.“ Vater Salchow hielt Kaffee für ungesund für Kinder... Als sich Ulrich für den Wettkampf anmeldete, erklärte er: „Wenn ich Kaffee bekomme, garantiere ich, daß ich in meiner Altersklasse gewinne.“ Der Vater gab nach und Ulrich triumphierte mit einem Paar uralter Halifax-Schlittschuhe. Ivar Hult übernahm Salchows Training und wie sich damals seine Einstellung zum Kunstlaufen veränderte, beschrieb Salchow später mit den Worten: „Erst glaubte ich nicht daran, dass das Eiskunstlaufen in meinem Leben eine Rolle spielen würde, aber plötzlich wurde es eine Leidenschaft.“ Sobald der Nybroviken fror und der SASK seine Eisbahn anlegte, war Salchow da. Er trainierte vor allem die Pflichtfiguren - wieder und wieder.

1895 fand die erste schwedische Meisterschaft statt. Salchow war zwar der Beste, musste sich aber mit der Silbermedaille begnügen, weil der Wettkampf als unentschieden erklärt wurde: Keiner hatte in Pflicht und Kür gewonnen. 1897 gab es das erste Mal Gold für Salchow bei einer schwedischen Meisterschaft. Die Differenz zum Zweiten, Thiof Borg, betrug jedoch nur 0,25 Punkte. Die beiden Ersten der schwedischen Meisterschaft vertraten Schweden bei der Weltmeisterschaft in Stockholm am folgenden Wochenende. Der 29-jährige Österreicher Gustav Hiegel siegte vor dem 19-jährigen Salchow.

Der Weltmeister trat bei der EM in Drontheim drei Wochen später nicht an. Salchow gewann gegen zwei Norweger, obwohl alle fünf Preisrichter Norweger waren. Dieser erste internationale Titel hatte eine bemerkenswerte Konsequenz für Salchow: Er trat nie wieder bei schwedischen Meisterschaften an und erklärte das mit den Worten: „Wer einmal eine internationale Meisterschaft gewonnen hat, konzentriert sich auf die nächste!“

Die ersten Nordischen Spiele – man kann sie durchaus Vorläufer Olympischer Winterspiele nennen – 1901 in Stockholm hatten auch die Eiskunstlauf-Weltmeisterschaften im Programm. An der Eisbahn auf der Nybroviken hatten sich Tausende Zuschauer versammelt, um Salchows Duell mit dem Deutschen Gilbert Fuchs zu erleben. Der Deutsche war der erste Weltmeister im Eiskunstlauf (1896) gewesen und hatte sich einen Monat zuvor bei der EM vor Salchow platziert. Salchow schaffte die Revanche. Es war sein ers-

ter von zehn WM-Titeln, ein Rekord, der das 20. Jahrhundert überstand: Sonja Henie, und die sowjetische Paarläuferin Irina Rodnina, brachten es ebenfalls auf 10 WM-Titel, aber bei den Herren rangiert der Österreicher Karl Schäfer mit sieben Titeln auf Rang zwei.

Einige von Salchows Titeln haben eine besondere Geschichte. Bei der WM in London 1902 wurde die Britin Madge Syers Zweite und ließ zwei Herren hinter sich. 1903 beschloss der ISU-Kongress, dass Frauen nicht mehr bei Herren-Wettkämpfen antreten dürfen. 1906 wurde eine WM für Damen eingeführt, die Madge Syers (1881 - 1917) in den ersten beiden Jahren gewann.

1903 war Salchow in St. Petersburg gefeiert worden und errang nicht weniger als drei Titel. Außerdem schenkte ihm der russische Zar eine riesige Silberkopie des gewaltigen Reiterstandbildes Peters des Großen. Über die Probleme bei der Heimkehr berichtete Salchow lange Zeit später: „Es war nicht leicht, den Pokal durch den schwedischen Zoll zu bringen. Er wog mit Sockel 60 kg und man verlangte Silberzoll fürs ganze Gewicht. Der Direktor einer Stockholmer Zeitung löste das Problem, indem er den Pokal als Ausstellungsstück für sein Redaktionsschaufenster übernahm.“

1906 fehlte Salchow bei der WM 1906 in München. Seine Begründung: „Dort kann ich nicht mit einer fairen Behandlung durch die Preisrichter gegen meinen schwersten Konkurrenten Gilbert Fuchs rechnen.“

Über die Turbulenzen jener Jahre berichtete Salchow nach der WM 1907 in Wien: „Die Temperatur betrug morgens minus 26 Grad. Die Organisatoren gestatteten dem Publikum, näher an die Eisbahn zu kommen. Die Zuschauer stellten sich an der Windseite auf, wenn einer ihrer Landsleute auf dem Eis erschien. Sie boten damit einen idealen Windschutz, auf den wir Ausländer verzichten mussten. Als ich aufgerufen wurde, liefen die Zuschauer zur windabgelegenen Seite. Ich wurde ärgerlich und beschwerte mich bei den Preisrichtern. Ohne Erfolg. Da kam mir eine Idee und ich fragte sie: „Würden Sie mir eine Bitte erfüllen?“

„Natürlich.“

„Dann fordern sie das Publikum auf, dort stehen zu bleiben, wo es sich im Augenblick befindet.“

Das geschah und Salchow wechselte die Seite. Auch die windabgelegene Fläche bot durch die dichten Zuschauerreihen Wind-

schutz, in dem Salchow seine Figuren lief. So wurde er Weltmeister.

Als erste Wintersportdisziplin kam das Eiskunstlaufen 1908 in London ins olympische Programm. Und Salchow wurde erster Olympiasieger. Die 10. WM-Goldmedaille errang er 1911 in Berlin. Ein Journalist konstatierte: „Er hat genug Lorbeer errungen, um sich darauf auszuruhen.“ Salchow trat zweimal zu einem Comeback an. 1913 kam er zur EM in Kristiania (Oslo). Die Konkurrenten waren schockiert. Salchow war nicht in Hochform, aber allein sein Erscheinen lähmte die Konkurrenten derart, dass er seinen neunten EM-Titel errang. Das zweite Comeback fand 1920 statt, als sich der 42-jährige Salchow in den Kopf gesetzt hatte, den Olympiasieg von 1908 zu verteidigen. Er hatte so hart trainiert, daß er im April mit geschwollenen Knie antrat. Er musste sich mit dem vierten Platz bei seinem letzten Start begnügen. Betrachtet man die Liste der Sportarten, die Salchow betrieb und die der Funktionen, die er bekleidete, bleibt nur Staunen. Er startete als Radrennfahrer bei Bahn- und Straßenrennen, segelte, ruderte und beteiligte sich sogar an Bobrennen.

Beruflich war er als Generalagent von „The Marconis Wireless Telegraph Co.“ erfolgreich. Mit 21 Jahren hatte er sein erstes eigenes Unternehmen in der Elektrobranche gestartet. Obendrein konstruierte er einen eigenen Kunstlauf-Schlittschuh, den er unter seinem Namen vermarktete und schrieb ein Handbuch für den Eiskunstlauf (1906), das in vier Sprachen erschien. 1904 wurde er unter dem Pseudonym Ten Sportjournalist bei Dagens Nyheter und später Mitglied des schwedischen Schriftsteller-Klubs. Fast unübersehbar waren seine Funktionen im Sport: Gründer und lange Jahre führender Funktionär des Schwedischen Eislaufverbandes, Sekretär des Schwedischen Radsportverbandes, Funktionär bei Automobilrennen, Mitglied des Vorstands des Reichssportbundes, Funktionär der Leichtathletikwettbewerbe der Olympischen Spiele 1912, Vorsitzender des Schwedischen Boxverbandes (1919-32). Und dann vor allem Präsident des Internationalen Eislaufverbandes (ISU) 1925-37.

Mit 50 Jahren war er noch Junggeselle. Dann lernte er plötzlich eine verheiratete Frau kennen, in die er sich Hals über Kopf verliebte. 1931 heiratete er die dänische Ärztin Anna Gormsen, Mutter dreier Töchter.

Dann folgte die bitterste Phase seines Lebens: 12 Jahre hatte Salchow als ISU-Präsident die Eislauferwelt geführt. Auf dem Kongress 1937 bekam er einen Fußtritt. Sein großer Gegenspieler, der Niederländer Gerrit W.A. van Laer trat seine Nachfolge an, was Salchow besonders erboste.

In einem Brief Salchows in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Schwedischen Eislauferverbandes fielen harte Worte. Der Niederländer schickte Salchows angeblich „außerordentlich kränkenden“ Briefe an August Anderberg, den stellvertretenden Vorsitzenden des Schwedischen Eislauferverbandes. Die Situation wurde unhaltbar und im November 1938 verließ Salchow den Schwedischen Eislauferverband. Seine ehemaligen Vorstandskollegen sahen die Angelegenheit damit als erledigt an. Salchow lud im April 1939 die Sportchefs der führenden Stockholmer Zeitungen zu einem Essen und übergab ihnen einen Bericht, der in Angriffen gegen van Laer und Mitglieder des Schwedischen Eislauferverbandes gipfelte.

Danach landete die Angelegenheit beim Reichsverband (RF) und am 4. September 1939 wurde Salchow für drei Jahre für alle Funktionen disqualifiziert. Das verkraftete er nicht. Zu seinem 70. Geburtstag 1947 schrieb der Sportchef von Dagens Nyheter, David Jonason: „Es bleibt eine dunkle Episode in der Rechtsgeschichte des schwedischen Sports, daß gerade der furchtloseste und ehrlichste Führer, der immer offen voranging und wohl niemals in seinem Leben eine Intrige angezettelt hat, von einer dreijährigen Disqualifikation getroffen werden sollte. Er hatte vor einem internationalen Funktionär gewarnt, der als Schieber entlarvt wurde, während des Krieges sein Land verriet und sich dann das Leben nahm. Aber Salchows Rechnung bleibt offen.“ Ulrich Salchows landete in der Nervenheilanstalt Beckomaerga und starb am 18.4.1949. Geblieben ist nur sein Sprung...

Ein „sportlicher“ Konsul in Bilbao

Von KLAUS HUHN

Jedes Paperback-Lexikon gibt Auskunft über die Aufgaben eines Konsuls: „Vom Staat bestellter Vertreter i.e. anderen Staat; Aufgaben: Ausübung einzelner behördl. Befugnisse (z.B. Ausstellung v. Visa) u. Wahrung d. Rechte eign. Staatsbürger.“¹⁾ Beck's Staatsbürger-Taschenbuch erhärtet diese Feststellung: „Konsuln sind bevollmächtigte Vertreter eines Staates ohne diplomatischen Status; ihnen obliegt in einem anderen Staat die Wahrnehmung vor allem wissenschaftlicher Belange und der Interessen von Angehörigen des Entsendestaates.“²⁾

Im internationalen Sport spielen Konsuln de facto überhaupt keine Rolle. Zuweilen treten sie als Gastgeber von Empfängen in Erscheinung, die sie namens ihres Entsendestaates an dem Ort geben, in dem sie stationiert sind, wenn dieser Ort Schauplatz eines sportlichen Höhepunkts sein sollte. Ihr Aufgabenfeld beschränkt sich in solchen Fall darauf, die Mannschaft des Entsendestaates oder auch die Vertreter eines internationalen Sportverbandes zu empfangen und mit einer kurzen Ansprache willkommen zu heißen. Jetzt im Archiv des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland freigegebene und danach ausgewertete vertrauliche Dokumente belegen, dass die Bundesregierung ihren Konsuln in den sechziger Jahren strikte Aufträge erteilt hatte, ihren ohnehin beschränkten diplomatischen Status zu missbrauchen und sich hemmungslos in den internationalen Sportverkehr einzumischen, um den Alleinvertretungsstandpunkt ihrer Regierung durchzusetzen. Es ist inzwischen hundertfach bewiesen, dass in solchen Situationen internationales Recht ignoriert wurde.

Unser Fall belegt, dass solche Eingriffe keineswegs nur bei bedeutenden sportlichen Ereignissen praktiziert wurden, sondern ausnahmslos in jedem Fall, wenn die DDR in Erscheinung trat.

Am 19. September 1964 hatte der Konsul der BRD in Bilbao (Spanien) – Sitz der Vertretung: Calle Buenos Aires 1 – einen Bericht an das Ministerium in Bonn geschickt, in dem er auf acht Schreibmaschinenseiten präzise seine Aktivitäten im Hinblick auf die an den III. Internationalen Kunstflugweltmeisterschaften teilnehmende DDR-Mannschaft schilderte: „Über den äusseren Ablauf der III. In-

ternationalen Kunstflugweltmeisterschaft 1964 habe ich bereits am 14. d.M. berichtet und dabei u.a. auch auf die peinliche Lage hingewiesen, in die das Ansehen Deutschlands geraten ist, weil die BRD lediglich mit einem einzigen Bewerber vertreten war, während - mit Ausnahme der Südafrikanischen Union - alle übrigen 9 Teilnehmerländer mit zahlenmässig grossen Mannschaften, - die SBZ sogar mit 6 Kunstfliegern - in Erscheinung traten... Bereits Wochen vor Beginn der Weltmeisterschaft hatte ich mit den spanischen Veranstaltern Vorbesprechungen mit dem Ziel aufgenommen, bei der Austragung der Weltmeisterschaft das Hissen der SBZ-Spalterflagge und das Abspielen der sogenannten Becher-Hymne zu verhindern. Ich wurde bei diesen meinen Bemühungen von der Botschaft Madrid nachhaltig unterstützt und konnte schliesslich erreichen, dass meinem Wunsche Rechnung getragen wurde. Die Veranstalter zeigten schliesslich bei der zwei Wochen währenden Meisterschaft neben der Flagge der internationalen FAI nur die spanischen Nationalfarben. Das Hissen anderer Nationalflaggen unterblieb... Ferner hatte ich bei der verantwortlichen Leitung der Weltmeisterschaft erreicht, dass in den gedruckten Programmen die ursprünglich (siehe Anlage A) vorgesehenen Bezeichnungen 'Alemania Oriental' (für die SBZ) und 'Alemania Occidental' (für die BRD) ersetzt wurden durch die blosse Nennung der beiden deutschen Clubs, also (für die SBZ) 'Deutscher Aero-Club Neuenhagen' und 'Deutscher Aero-Club Frankfurt' (für die BRD) (siehe Anlage B). Damit war auch hier die von der SBZ gewünschte Bezeichnung 'DDR' vermieden worden. Den gleichen Erfolg konnte ich bei der hiesigen Presse erreichen. Sie berücksichtigte meinen Wunsch und vermied bei ihren zahlreichen Tagesveröffentlichungen geflissentlich die Verwendung der Bezeichnung 'DDR' für die Sowjetzone...

Bei der offiziellen Eröffnung der Weltmeisterschaft am darauffolgenden Tag, an der ich gemeinsam mit dem deutschen Militärattache in Madrid, Herrn Oberst Schwarz, teilnahm, marschierten die einzelnen Mannschaften nach Teilnehmerländern gruppiert auf dem Flugplatz Sondica auf. Dabei wurde durch den Lautsprecher der einzige Bewerber der Bundesrepublik, Herr Greb, mit der Bezeichnung 'Aero-Club Frankfurt, Alemania' und sodann die SBZ-Mannschaft mit der Bezeichnung 'Aero-Club Neuenhagen, Alemania' aufgerufen. Jeder aufgerufenen und sodann aufmarschie-

renden Mannschaftsgruppe trug ein in baskische Volkstracht gekleidetes Mädchen ein Schild mit der entsprechenden Landesbezeichnung voran. Auf dem Schild des Frankfurter Teilnehmers Greb stand 'Deutscher Aero-Club, DAC, Frankfurt', das Schild der SBZ-Equipe war mit der Bezeichnung 'Deutscher Aero-Club Neuenhagen' versehen. Die SBZ-Mannschaft hatte jedoch - zuvor unbemerkt - zwischen den Worten Aero-Club und Neuenhagen die 3 Buchstaben DDR einfügen lassen. Als ich dies sah, legte ich beim verantwortlichen spanischen Leiter der Veranstaltung, dem Luftwaffenoberst Serrano, gegen diese Bezeichnung sofort Protest ein und zog mich in den Hintergrund zurück. Da jedoch auf dem Schild des Frankfurter Aero-Clubs die Abkürzungsbuchstaben 'DAC' hinzugefügt waren, entstand nach aussen hin der Eindruck, als wären sowohl die Buchstaben 'DDR' (auf dem Schild der SBZ-Mannschaft) nur eine Abkürzung der jeweiligen Clubbezeichnung. Trotzdem zog ich meinen Protest nicht zurück und nahm während der weiteren Veranstaltung nicht mehr auf der Ehrentribüne Platz, sondern bewegte mich als privater Besucher nur noch auf dem Flugfeld selbst.³⁾

Selbst einem auch amüsante Situationen gewohnten Historiker fällt es schwer, sich das Bild auszumalen: Der Konsul, der die Tribüne meidet und über das Flugfeld spaziert, um so namens seiner Regierung Protest gegen das Franco-Regime kundzutun, weil es die Buchstaben „DDR“ übersah. Und man fragt sich: War das jemanden wenigstens aufgefallen war?

Als nächstes signalisierte der Konsul nach Bonn, dass die DDR-Kunstflieger – zum großen Teil sicher NVA-Angehörige – politisch irreführend informiert worden waren: „In den zahlreichen Einzelgesprächen, die sich an diesem Abend zwischen den SBZ-Fliegern und den übrigen Gästen entwickelten, stellte sich heraus, dass den Fliegern vor ihrer Abreise aus Mitteldeutschland Spanien wie folgt beschrieben worden sei: Ein Land mit allen Merkmalen einer faschistischen Diktatur... Der Alltag des spanischen Arbeiters gestaltet sich unter dem faschistischen Terror freudlos grau in grau.“⁴⁾

Das sah der Konsul – muss man dieser kritischen Bemerkung entnehmen – völlig anders. Was die Frage aufwirft: Existierte für die Bundesregierung damals keine faschistische Diktatur in Spanien? Der Konsul hatte sich auch gezielt um die Freizeit der DDR-Piloten gekümmert: „Auf meine Anregung hin hatte ein Mitglied der hiesi-

gen deutschen Kolonie die gesamte SBZ-Mannschaft zusammen mit dem Frankfurter Flieger Greb auf seine Segeljacht zu einem Ausflug auf hohe See eingeladen. Andere Kolonieangehörige hatten einzelne mitteldeutsche Flieger zu sich in's Haus gebeten oder ihnen in Autorundfahrten die Umgebung von Bilbao vorgeführt... Ich hatte den Eindruck... der eine oder andere der SBZ-Flieger hätte sich gern dazu entschlossen, nicht mehr hinter die Demarkationslinie zurückzukehren, wenn es eine Lösung der Kernfrage gegeben hätte: 'Was geschieht dann mit der in der SBZ zurückgebliebenen Familie?'

Meines Erachtens wurde das eigentliche Ziel all meiner Bemühungen erreicht: den nach Bilbao gekommenen Brüdern 'von drüben' ein wirklichkeitsgetreues Bild des freien Westens zu vermitteln...⁴⁵⁾

ANMERKUNGEN

1) Knaurs Lexikon, München 1991, S. 734

2) Model/Creifelds – Staatsbürger-Taschenbuch, München 1981, S. 904

3) Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, B 92 , IV-5-86/64 – Ber. Nr. 853

4) Ebenda

5) Ebenda

Die Wahrheit über Kienbaum

Von GERT BARTHELMES

Als der langjährige finnische Staatspräsident Urho Kekkonen, von dem man weiß, dass er in seiner Jugend ein erfolgreicher Hochspringer und 1924 sogar finnischer Meister war, im September 1977 der DDR einen Staatsbesuch abstattete, hatte er zuvor einen Wunsch geäußert, der zuvor und danach nie wieder auf dem Besuchsplan eines Staatsgastes zu finden war: Er wollte die Sportschule Kienbaum besuchen. Er nahm sie denn auch gewissenhaft in Augenschein und nannte sie nach einem Saunabesuch – die war übrigens ein Geschenk des finnischen Arbeitersportbundes - „herausragend“. Ich erwähne das nicht, weil ich meinen Bericht etwa mit einer illustren Gästeliste beginnen will, sondern um den unübersehbaren Unterschied zu jener aus dem Jahr 1990 stammenden und die „Verteufelung“ der Sportschule einleitenden Bemerkung des westberliner Leistungssportchefs Baumert transparent zu machen: „Unsere Sportler trainieren nicht, wo sich die Fuchse Gute Nacht sagen!“

Die Wahrheit über Kienbaum ist leicht zu beschreiben. Auf dem einstigen Mühlengelände hatte man nach dem ersten Weltkrieg das Armenhaus der Gemeinde Kienbaum eingerichtet. Die Nazis nutzten das Gebäude als Munitionsfabrik und nach 1949 richtete die Regierung der DDR dort ein Gästehaus ein, weshalb man neben Kekkonen noch viele andere berühmte Namen nennen könnte: Anna Seghers, Martin Andersen-Nexö, Johannes R. Becher, Hanns Eisler. Die beiden letzteren darf man wohl heute nur mit Zurückhaltung erwähnen – was allerdings nicht für die „Beiträge“ gilt -, weil sie unter dem Dach dieses Hauses und auf dem See vor der Haustür die Nationalhymne der DDR dichteten und komponierten.

Als die DDR 1951 die Weltfestspiele ausrichtete, suchte man verzweifelt nach einem Quartier für die ausländischen Athleten. Die Regierung half aus – und zum Dank „okkupierte“ der Sport das Gästehaus. Eines Tages zog Heimleiter Wacker aus und der unvergessene „Wastel“ Wenzel übernahm das zur Sportschule mutierte Objekt. Ihm folgte Günter Harzdorf und am 1. Juli 1977 übernahm ich die Leitung. Verabschiedet wurde ich am 31.12.1990 und dem halbwegs Eingeweihten muss ich diesen Termin nicht weiter

ausdeuten. Vielleicht gehört auch noch zur Geschichte, dass der damalige DTSB-Präsident, der ehemalige Bobfahrer Martin Kilian und seine rechte Hand Jochen Grünwald bereits am 16. Oktober entschieden hatten, die Schule zu verkaufen. Was ausgerechnet den Mitautor des Einigungsvertrages Schäuble bewog, elf Tage später anzurufen und alle Verkaufsverhandlungen zu stoppen, ist nie bekannt geworden. Am 12. Dezember 1990 begann das „Notprogramm“ mit der Entlassung von 200 der 240 Mitarbeiter.

Einige Zahlen, die die Dimension der Anlage in der „Füchse-Gute-Nacht“- Gegend deutlich machen: Das Gelände umfasst knapp 56 Hektar und bot 330 Athleten Unterkunftsmöglichkeiten. Es gab seit 1963 eine große Spielhalle (54 x 24 m) und seit 1971 eine kleine Spielhalle (30 x 15 m). Im gleichen Jahr wurden in Betrieb genommen: eine Turnhalle (48 x 24 m), eine Schwimmhalle (36,70 x 30,75 m), der Krafraum B (12 x 12 m), die Laufhalle (180 x 24 m) mit einer Rundbahn und sieben Geraden und ein Bootshaus. Bereits seit 1952 wurde ein Sportplatz genutzt, dessen Anlagen 1968 modernisiert wurden (Kunststoffbahn usw.) und – einigen Historikern wird es die Sprache verschlagen – ein Tennisplatz, der 1989 ebenfalls mit Kunststoff belegt wurde. Der Krafraum A maß 18 x 24 m und war 1963 in Betrieb genommen worden. Die 7 Meter hohe Werferhalle (30 x 10 m) bot den Speerwerfern Trainingsmöglichkeiten mit einem 28 m langen Anlauf und verfügte über drei Auswürfe Diskus- oder Hammerwerfer. In den Hochzeiten der Sportschule kam 1986 Kienbaum II hinzu: Ballspielhalle, Athletikhalle, zwei Krafräume, Leichtathletikanlage mit vier Tartanrundbahnen. Dass seit langem auch ein Hockeyplatz zur Anlage gehörte, verdient angesichts der angeblich unterdrückten Sportarten beachtet zu werden. Die Unterbringung der Athleten geschah vor allem in Pavillons, deren Baujahre zusätzliche Auskünfte über die Geschichte geben: Pavillon 1 stammte aus dem Jahr 1926 und verfügte über 21 Betten, Pavillon 2 (1949) bot 10 Athleten Platz, Pavillon 3 (1949) verfügte über 11 Betten, Pavillon 4 (1932) über 8, Pavillon 5 (1963) über 22 und Pavillon 6 (1963) über 24, 1985 war ein Internat II errichtet worden, mit 200 Schlafplätzen, 6 Fernsehräumen, 4 Klubräumen und einen Freizeitspielraum.

Hinzu kam der Kultur- und Schulungsbereich, der zwei Asphaltkegelbahnen zu bieten hatte, einen Tanzsaal für 180 Gäste und einen Kultursaal für 300 Personen. Seit 1970 bot das erste Gebäude

für die Sportmediziner von der Unterwassermassage bis zum Röntgengerät viele Voraussetzungen.

Zu zahllosen Gruselstoriys animierte die Unterdruckkammer. Im Vorfeld der Olympischen Spiele im 3000 m hoch gelegenen Mexiko-Stadt, kam das Höhenttraining endgültig in Mode. Simpel erklärt, ist in dieser Höhe die Luft dünner und die den Sauerstoff durch die menschliche Blutbahn transportierenden roten Blutkörperchen, demzufolge nicht zahlreich genug. Bei längerem Aufenthalt in solcher Höhe vermehrt sie der Organismus und sorgt dafür, dass die Athleten nach ihrer Rückkehr in die „Tiefe“ über mehr „Sauerstofftransporter“ in ihrem Körper verfügen, als der ständig auf normaler Meereshöhe Trainierende. Diese Erkenntnis ließ zahlreiche Höhenttrainingslager entstehen, in Frankreich, Bulgarien und in den USA. Dazu gesellte sich Kienbaum, als die Idee entstand, eine „komfortable“ Unterdruckkammer zu konstruieren, in der bis zu 30 Athleten trainieren konnten. Die Baupläne stammten vom Präsidenten der DDR-Bauakademie Werner Heinisch – von Haus aus ein erfolgreicher Wasserballer – und als Bauleiter fungierte der frühere Spitzenschwimmer Horst Fritsche. Diese unterirdische Halle wurde vor dem Training „angefahren“, die Druckverhältnisse also wie in einer Höhe von 2500 bis 3000 m reduziert. Das dauerte so um 30 Minuten. Danach begaben sich die Athleten in eine Schleuse, in der sie sich dem „Unterdruck“ anpassen konnten. Das dauerte etwa 10 Minuten. Dann begannen sie mit dem Training. Die Leichtathleten und Skilangläufer benutzten die installierten Laufbänder, die Radrennfahrer die Ergometer und die Kanuten das Trainingsbecken in der untersten Etage der mehrstöckigen Anlage. In der Regel war ein Arzt in der Halle, der allerdings in all den Jahren nicht allzu viel zu tun hatte.

Um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, es handelte sich bei Kienbaum um eine bessere Kaserne, sei darauf verwiesen, dass das „gesellschaftliche“ Leben völlig normal war. Abends sah man die Athleten beim Kartenspiel oder anderem Zeitvertreib. Kinovorstellungen waren ständig auf dem Programm, Schriftsteller lasen aus ihren neuen Büchern, Schauspieler, Maler, Wissenschaftler diskutierten mit den Athleten. Die Theke war von keiner Videokamera überwacht. Wer Alkohol trinken durfte, entschieden die Trainer und nicht der Zapfer. Im Frühjahr 1991 erschien in der längst eingegangenen „Super“-Zeitung der Beitrag eines DDR-Sport-

journalisten mit dem reißerischen Titel „Kienbaum – Tempel der Lüste“. Ich habe zwar nie kontrolliert, wer in welchem Bett lag, aber die Geschichte war wirklich schlecht erfunden und sollte der Öffentlichkeit weismachen, dass die Sportschule ein Sündenbabel war. Es lohnt nicht, darauf einzugehen. Die „Super-Illu“ aber erinnerte sich ein Dutzend Jahre später dieser Story und brühte sie wieder auf.

Was sich heute in Kienbaum tut, weiß ich nur vom Hörensagen. Ungeachtet der ablehnenden Haltung der Offiziellen des DSB haben Verbände zum Beispiel die Leichtathleten, Turner, Kanuten und Hallenspielarten mit Erfolg auf Weiternutzung bestanden. Inzwischen wird Kienbaum als einzige zentrale Bundesleistungssportschule weitergeführt und ausgebaut.

Zuweilen allerdings muss es auch dafür herhalten, als unselige „Erblast“ geschmäht zu werden. Als in Paris unlängst die bundesdeutschen Medaillenbäume nicht in den Himmel wuchsen, stieß man in der ersten Treibjagd nach „Schuldigen“ auf – Kienbaum. Das abschließende Trainingslager dort habe vielen Athleten missfallen und ihre Form lädiert. Wie immer in solchen Fällen, waren Begründungen nicht gefragt.

Jan Ullrich und sein Comeback

Von GUSTAV-ADOLF SCHUR

Es ist hinlänglich bekannt, dass ich jetzt Rentner mit gelegentlichen Nebenbeschäftigungen bin. Da sind „Aufträge“ der Kinder zu erledigen und da ich in der DDR mehrere seriöse Berufe gelernt habe, bin ich in dieser Hinsicht gefragt. Dann wäre da noch der jährliche Ausflug mit Radsportfans zur Tour de France, der auch für mich seine Reize hat. In diesem Jahr ging es vor allem um Jan Ullrich und sein Comeback. Der Ex-Rostocker, der bekanntlich jetzt in der Schweiz lebt, hatte einiges hinter sich und nun also einiges vor sich. Hinter sich einen bewundernswerten Aufstieg, dessen Krönung der erste deutsche Toursieg 1997 war. Dann kamen Versuche, diesen Sieg zu wiederholen und dann ein Dopingvorfall, den ich persönlich heute noch zumindest mysteriös nennen möchte. Ullrich besucht eine Discothek, fremde „Freunde“ überreden ihn, zwei Pillen zu nehmen und am nächsten Tag kommen UCI Dopingfahnder des Weges und diagnostizieren einen positiven Befund. Es folgte die obligatorische Sperre und die Trennung von dem Rennstall, der ihn lange als Galionsfigur genutzt hatte. Und nun versuchte Ullrich in die Weltspitze zurückzukehren. Die Prognosen reichten von „aussichtslos“ bis „siegesgewiss.“ Die Autoren dieser Prognosen hatten meist nie eine Stunde im Rennsattel verbracht und gaben sich auch nicht allzu viel Mühe, die Situation gewissenhaft zu analysieren. Da war mit Lance Armstrong immerhin ein Favorit, der nicht nur die Tour viermal in Folge gewonnen hatte, sondern sich auch auf eine sorgfältig ausgesuchte Mannschaft stützen konnte, während Jan Ullrich in einem Team fuhr, das erst in letzter Minute zugelassen worden war, weil es lange durch eine unsichere wirtschaftliche Lage belastet war.

Man kennt meine Meinung zu Profirennen und ich habe – wenn auch nur als Zuschauer – oft genug erlebt, dass Sponsoreninteressen sportliche Ambitionen in den Schatten stellten. Das Duell Armstrong-Ullrich des Jahres 2003 war eine Sternstunde des Radsports, wenn man von vielen Kommentaren absieht, die es begleiteten. Ich staune immer, was Reporter in welchen Situationen für Entdeckungen machen. Es wird den Rennfahrern empfohlen, als nächstes dies oder jenes zu tun und kaum jemand bedenkt, wie

viel Faktoren ein Etappenrennen prägen. Zum Beispiel: Niemand kann jeden Tag in der gleichen Verfassung sein. Wer das voraussetzt, sollte über ein Roboterrennen berichten. Das tägliche menschliche Leistungsvermögen ist sowohl von physischen als auch von psychischen Voraussetzungen abhängig. Kein Rennfahrer wird am Start erscheinen und den Journalisten mitteilen: „Ich habe beschissen geschlafen“, aber es kann durchaus sein, dass er schlecht geschlafen hat und er ständig grübelt, wie es dazu gekommen sein mag. Misslingt ihm dann noch eine Aktion, wird sein Seelenzustand noch negativer. Kurzum: Auch bei der Tour de France steigt niemand aufs Rad und fährt den anderen davon, wenn er per Kopfhörer dazu aufgefordert wird – schon weil die anderen auch noch da sind und auch Hörmuscheln im Ohr haben. Das alles bedacht, blieben zwei großartige Rennfahrer, die sich unterschiedlich aber gründlich vorbereitet hatten. Der eine wollte seinen fünften Sieg und der andere der Welt beweisen, dass er wieder „da“ war. Dass sie sich nicht aus den Augen ließen, lag auf der Hand. Dass Armstrong nach vier Etappen 38 s Rückstand hatte, war dem Mannschaftszeitfahren zuzuschreiben. Ullrich konnte mit seinem Team mehr als zufrieden sein. Auf dem Weg nach L’Alpe d’Huez litt Ullrich unter Magenproblemen – was nichts „entschuldigen“, sondern nur meine These erhärten soll, dass der Rennfahrer täglich von seiner Psyche und seiner Physis abhängig ist – und verlor 92 s. Der so entstandene Rückstand maß 2:10 min und beim 47-km-Einzelzeitfahren nach Cap’Découverte reduzierte Ullrich sie mit einer Glanzleistung um 96 s auf 34 s. Die Schreihälse an den Mikrofonen prophezeien ihm den Gesamtsieg mit folgender Milchmädchenrechnung: Das zweite Zeitfahren führt über 49 km und beschert demzufolge nach Adam Riese mindestens 100 s, womit alles klar wäre. Aber Adam Riese fuhr nicht mit. Ullrich riskierte bei dem Einzelzeitfahren alles, stürzte und der Abstand betrug wieder 116 s. Dass die Straße vom Regen nass war, wurde ins Feld geführt, aber schließlich fuhren alle auf nasser Straße. Wieder erfuhr man, was alles *hätte* geschehen können, wenn Ullrich nicht gestürzt *wäre*, nur interessierte das eigentlich niemanden. Wenn Ullrichs Mannschaft beim Mannschaftszeitfahren schlechter abgeschnitten hätte, hätte eine Differenz von drei, vier oder sechs Minuten entstehen können und alle weiteren Spekulationen wären ohnehin müßig gewesen.

Zusammen mit einer stattlichen Schar von Radsportfans aus den neuen Ländern erlebte ich einige der entscheidenden Etappen und wiederhole mein Urteil: Armstrong und Ullrich sind zwei großartige Rennfahrer und ihr Duell wird in die Geschichte des Radsports eingehen.

Es könnte allerdings geschehen, dass es nicht lange dauert und das Duell gerät in Vergessenheit. Bei 90 Austragungen der Tour de France hat es schon viele Duelle gegeben, von denen man glaubte, dass sie nie in Vergessenheit geraten würden...

Eine Lektion „Aufarbeitung“

Von HANS-JOACHIM BENTHIN

Ich hatte an dieser Stelle in Heft 14 (2001) über das Brettsegeln in der DDR geschrieben, auch über die vor allem wirtschaftlichen Probleme mit dieser neuen Trendsportart in der DDR und wie wir sie zu lösen versuchten, indem volkseigene Kombinate ermuntert wurden, die nötigen „Bretter“ herzustellen. Es wäre verständlicherweise undenkbar gewesen, dass jemand die DDR-Regierung hätte bewegen können, aus den schmalen Devisenvorräten Mittel für den Kauf von Surfbrettern zur Verfügung zu stellen. Ein Umstand, der sich heutzutage natürlich glänzend eignet, beliebig Vorwände für die angeblichen Ressentiments des DDR-Sports gegen das Brettsegeln zu erfinden.

Wenn ich mich zum gleichen Thema noch einmal zu Wort melde, hat das triftige Gründe, die damals nur nebenbei in einer redaktionellen Vorbemerkung erwähnt worden waren: Am Institut für Sportwissenschaft/Zeitgeschichte des Sports der Universität Potsdam arbeitete man an einem Forschungsprojekt „Konfliktlinien im DDR-Sport – zwischen Herrschaft und Eigensinn“.

Eines der Themen dieses Vorhabens, dessen Absichten und Ziele ohne Erläuterung zu erahnen sind, galt dem Forschungsvorhaben „Brettsegeln in der DDR“ und war von René Wiese und Ronald Huster erarbeitet worden. Sie hatten ihre Arbeit der Jahrestagung der Sporthistoriker 2001 in Potsdam vorgestellt und waren in der anschließenden Diskussion von Klaus Huhn ermuntert worden, vor der Beendigung des Projekts vielleicht doch noch Zeitzeugen zu befragen, die fundierte Auskünfte geben könnten. Dabei nannte er auch mich als das im Bund Deutscher Segler für Brettsegeln zuständige Präsidiumsmitglied. Nach dem Erscheinen meines Artikels in den „Beiträgen“ kam es zu einer mehrstündigen Aussprache, an der außer den beiden Autoren und mir auch der frühere Vorsitzende der Zentralen Prüfungskommission des Bundes Deutscher Segler, Joachim Nolte, teilnahm. Wir hielten den Wortlaut der Unterhaltung auf Tonband fest, was sich im Nachhinein als nützlich erwies.

Diese relativ lange Vorbemerkung war vonnöten, weil sie die Dimension des Projekts „Aufarbeitung des DDR-Sports“ transparenter macht.

Gegenstand der Debatte war also die bereits in Potsdam vorgestellte Arbeit von Wieser/Huster. Schon deren sechster Satz lautete: „Brettsegeln – wie das Windsurfen in der DDR offiziell bezeichnet wurde – steht exemplarisch für den Umgang mit einer Trendsportart westlicher Herkunft durch das etablierte DDR-Sportsystem. Hieran lässt sich einerseits die Differenziertheit und Vielschichtigkeit des Alltagssports in der DDR erkennen. Andererseits wird aber auch die Problematik der Integration in ein starr vorgezeichnetes Sportsystem deutlich.“ Selbst der Laie dürfte erkennen: Damit waren bereits Segel gesetzt und die Kompasszahl vorgegeben. Erbracht werden sollte der Beweis, dass die DDR aus „ideologischen“ und „politischen“ Motiven das Brettsegeln ablehnte. Tatsächlich spürten wir denn auch während der Unterhaltung, dass die Autoren letztlich nur Zeugen suchten, die „Stoff“ für ihre Schablonen liefern konnten.

Das von den „Aufarbeitern“ so gern strapazierte DDR-System, die Sportarten in zwei Gruppen einzuteilen, die – nach den gegebenen ökonomischen Möglichkeiten der DDR - unterschiedlich gefördert wurden, erwies sich natürlich auch bei der Einordnung des Brettsegelns als „nützlich“: „Trotz der schon vorhandenen gut funktionierenden Infrastruktur für das Segeln, wurde das Brettsegeln nicht in die leistungssportliche Förderung einbezogen. Die Beeinträchtigung des Kräftepotentials des DDR-Leistungssports stand auf dem Spiel. Die Schaffung eines Systems aus Sichtung/Auswahl, TZ, KJS, Sektionen in SC und die Ausbildung von Trainern an der DHfK erschien für diese Sportdisziplin zu kostspielig.“

Diesem Satz folgte ein Quellenhinweis auf unser Gespräch. Wir hatten nie eine Silbe darüber verloren, dass eine „Beeinträchtigung des DDR-Leistungssports auf dem Spiel stand“, aber bei dem Leser der Arbeit wird nun dieser Eindruck vermittelt. Das erwähnte System schuf bekanntlich die Voraussetzungen für den Aufstieg des DDR-Sports und konnte nur funktionieren, wenn es konsequent praktiziert wurde. Studienplätze an der DHfK waren trotz der imponierenden Kapazität – auch im Vergleich zu den heute existierenden Einrichtungen – knapp und sie um des Brettsegelns willen zu erhöhen, hätte als absurde Forderung erscheinen müssen.

Im Absatz „Misere Nachwuchsleistungssport“ wurde ich zitiert: „Wo bleiben die jungen Talente?“ Diese Frage beschäftigte den Verband nach den DDR-Meisterschaften 1986. Offensichtlich hatte dieser die Entwicklung in diesem Bereich vernachlässigt. Nach Einschätzung des stellvertretenden Generalsekretärs des BDS, Hans Benthin, war der Kinder- und Jugendsports allgemein im BDS verbesserungswürdig: „Auf diesem Gebiet ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt... Dabei kennt der Verband seine von der Führungsspitze des DDR-Sports angetragene Hauptaufgabe. Denn auch unser Verband muss dem Gesamtanliegen des DTSB, mehr Bürger – und ganz besonders Kinder und Jugendliche – für eine aktive Sportbetätigung zu gewinnen, nachkommen.“

Wer aus dieser sachlichen selbstkritischen Analyse – wohlgermerkt ein Zitat aus dem Jahre 1986 – eine Ignoranz gegenüber dem Brettsegeln ableiten will, muss viel Phantasie in Spiel bringen, wie der Leser mühelos selbst feststellen kann.

In der Urfassung fand sich folgende These: „Das Interesse vieler Freizeitsurfer an dieser Sportart entsprang auch einem besonderen Charakterbild, das den Sportpolitikern aus ideologischer, sicherheitspolitischer und sozioökonomischer Sicht ein Dorn im Auge war... Bei den Einbindungsbestrebungen des DTSB... kamen deshalb neben sportorganisatorischen Maßnahmen wie der Mitgliedschaft in den Segelsportsektionen der Betriebssportgemeinschaften (BSG) und dem Aufbau von Verbands- und Wettkampfstrukturen, auch verwaltungstechnische Maßnahmen des Staates zum Tragen, wie die Registrierung im DDR-Yachtregister und dem Ablegen der Zusatzprüfung ‚Brettsegeln.‘“

Wir machten die beiden Wissenschaftler zum Beispiel darauf aufmerksam, dass die „Zusatzprüfung“ allein dem Ziel diene, den Brettseglern die nötigen Kenntnisse über das Verhalten auf Gewässern zu vermitteln und die Registrierung dem internationalen Reglement entsprach.

In der endgültigen Fassung der Arbeit las man: „Da der DTSB keine direkte Eingriffsmöglichkeit zur Durchsetzung seiner Ziele hatte, sollten diese mit administrativen Mitteln durchgesetzt werden. Bei den Einbindungsbestrebungen des DTSB wurden deshalb neben sportorganisatorischen Maßnahmen, wie der Mitgliedschaft in den Segelsportsektionen der Betriebssportgemeinschaften (BSG) und dem Aufbau von Verbands- und Wettkampfstrukturen, auch verwal-

tungstechnische Maßnahmen ergriffen, wie die Registrierung im DDR-Yachtregister und das Ablegen der Zusatzprüfung ‚Brettsegeln‘.“

Man blieb also bei seinen Behauptungen, deren Dürftigkeit auch an Kleinigkeiten sichtbar wird. Der Sport wurde in der DDR bekanntlich in Betriebssportgemeinschaften (BSG) und Sportgemeinschaften (SG) betrieben. Die Brettsegel-Forscher verzichteten kurzerhand auf die Sportgemeinschaften, weil sich der Begriff „Betriebssportgemeinschaft“ für ihre Absichten besser eignete.

Schwierig erschien den beiden Autoren, die Legende von der Bootsregistrierpflicht als DDR-Erfindung darzustellen, schon weil die Regeln des Internationalen Segelverbandes IYRU (International Yacht Racing Union) diese Registrierung vorschrieben. Um dem Vorwurf der Tatsachenmanipulation zu entgehen, vermerkten sie zur DDR-Sportbootanordnung und jener schon erwähnten Prüfung in einem Nebensatz: „Dies ist ein Aspekt, der durch verschiedene Staaten ähnlich gehandhabt wird, um die Ordnung und Sicherheit aller Wasserverkehrsteilnehmer zu gewährleisten.“ Auf Ordnung und Sicherheit auf den Wasserstraßen legen meines Wissens alle Länder Wert...

Auf zahllose andere Behauptungen einzugehen, würde diesen Beitrag extrem verlängern. Zwei Kostproben noch. Im Surfen „kam die ungezwungene amerikanische Lebensweise (American way of life) verstärkt zum Ausdruck, welche von den DDR-Ideologen abgelehnt wurde... Die freiheitsvermittelnden Werte dieser Sportart waren mit den sozialistischen Ideen nicht vereinbar...“

Möglicherweise spekulierten die Autoren darauf, dass der Leser dieser Zeilen sie schon vergessen hatte, als sie einen Brief des Staatssekretärs für Sport, Günter Erbach, aus dem Jahre 1986 zitierten, in dem er sich zu den entstandenen „Surfschulen“ äußerte: „In einigen Bezirken der DDR sind in Folge des praktischen Bedürfnisses sogenannte ‚Surfschulen‘ entstanden... Die Gewerbe genehmigungen... wurden erteilt... Ein Einfluß durch Organe des Sports... ist nicht ausgeübt worden.“

Und schließlich wurde noch das ND zitiert: „Brettsegeln ist eine Sportart, die sich nur durch kapitalistische Profitgier entwickeln konnte.“ Wann das wo gestanden hatte? Die Fußnote verzichtet auf die in solchen Fällen übliche Quellenangabe und nennt den Beitrag eines gewissen Fabritius, den dieser im altbundesdeut-

schen Magazin „Surf“ veröffentlicht hatte. Nicht einmal die Jahreszahl der Quelle anzugeben, hielten die Autoren für nötig. Es illustriert die Methodik ihrer Arbeit.

Die Eppelmann-Kommission, die noch immer den „Unrechtsstaat-DDR“ und die „SED-Diktatur“ erforschen lässt, dürfte neue Fördermittel ausreichen...

Die Misere des Amateurboxsports

Von KARL-HEINZ WEHR

Nach jahrelangen internen Auseinandersetzungen hat die Leitung des Deutschen Boxverbandes (DBV) mit dem Hamburger Profi-Boxstall „Universum“ einen Vertrag über eine künftige Zusammenarbeit abgeschlossen. Damit wurde Deutschlands Olympia-Boxern der Weg zu den Profis geöffnet. Der Vertrag fand die Billigung durch den Kongress des DBV in Berlin, was Verbandspräsident Paul Forschbach zu der Äußerung veranlasste: „Das ist ein Meilenstein in der Geschichte unseres Verbandes. Nur so können wir unser olympisches Boxen wieder stärker in die Medien bringen und für Sponsoren attraktiver machen als bisher.“

Beim Lesen der Artikel in der Augustausgabe des „Boxsport“ über das Verhältnis Profis - Amateure wurde ich an diese Worte erinnert. Schon in einem in der November-/Dezemberausgabe 2000 von „Boxing spezial“ (<http://www.boxingspecial.org>) veröffentlichten Artikel wurde zu besagtem Problem Stellung genommen: „Es häufen sich die Meldungen, dass nationale Verbände die Nähe zu den Profis suchen, um mit ihnen gemeinsame Veranstaltungen zu organisieren. Das geschieht zumeist mit dem Ziel der finanziellen Absicherung. Doch begeben sich diese Verbände sehr schnell in die Gefahr, der weiteren Entwicklung des Amateurboxens zu schaden, denn bei diesen Veranstaltungen kommen verständlicherweise nur die besten Amateure zum Einsatz. Ihnen wird damit der Übergang ins Profilager erleichtert. Die große Masse unserer Amateurboxer aber wird weiter vor leeren Hallen und unbeachtet von der Öffentlichkeit und den Medien boxen. Sie werden die Lust an unserem Sport verlieren. Auch das teilweise schon praktizierte gemeinsame Training und Sparring dient zwar auf den ersten Blick der Leistungssteigerung der besten olympischen Boxer, doch schafft es unter den angestrebten Bedingungen gleichzeitig die Voraussetzung für einen nahtlosen Übergang vom Amateur zum Profi und dient somit in allererster Linie der Profiorganisation. All das birgt die große Gefahr in sich, dass das Amateurboxen in zunehmendem Maße zur Nachwuchsbasis des Profisports verkommt.“

Dass dem so ist, hat Vizepäsident Kienast in einem Interview, das er dem „Boxsport“ nach den Weltmeisterschaften in Bangkok ge-

währte, freimütig zugegeben. Auf die Feststellung „Das Traurige an der Sache ist: je mehr gute Boxer ihr habt, desto mehr werden nach Olympia Profis“, antwortete Kienast: „Ja, nach Olympia wird sicherlich der eine oder andere wieder wechseln, was meiner Meinung nach aber auch gar nicht so schlimm ist. Das ist normal(!), daher müssen wir uns nach dieser Olympiade neu orientieren und neue Leute zu uns holen.“ Das bedeutet also, dass dieser Wechsel der Amateure zu den Profis billigend in Kauf genommen wird. Mehr noch, dies ist wohl Teil der vertraglichen Festlegungen.

Wenn wir also die Worte von Peter Kienast richtig deuten, wird der Verband die neuen Leute aus dem Nachwuchsbereich holen. Die leistungsstärksten Jugendlichen trainieren zum größten Teil an den Kinder- und Jugendsportschulen. Die jungen Boxer werden dann vier Jahre bei den Amateuren weiterentwickelt und nach den Olympischen Spielen an die Profis „abgegeben“. Da aber den Profis vorerst eine Teilnahme an den Olympischen Spielen verwehrt ist, werden die Kinder- und Jugendsportschulen praktisch zur Ausbildungsbasis für den ProfiBoxsport! Möglicherweise läuft die Entwicklung aber auch darauf hinaus, dass - wie schon seit geraumer Zeit angedeutet - den Profis die Teilnahme an den Olympischen Spielen ermöglicht wird, was ja durch vielfältige Kontakte zwischen den Amateuren und den Profis - auch auf höchster Ebene - vorbereitet wird.

Einen ersten ernstzunehmenden Versuch in diese Richtung gab es beim AIBA-Kongress 2002 in Kairo. Das Exekutivkomitee der AIBA hatte bereits vorher, auf seiner Sitzung im Juni 2002 in Kasachstan, der Neufassung von Artikel XVIII (Zulassungsbestimmung) zugestimmt.

Der Kongress nahm diesen neuen Artikel an - angeblich ohne Gegenstimme. Die Neufassung des Artikels hätte praktisch die Teilnahme von Profis an Amateurboxkämpfen und damit auch an den Olympischen Spielen ermöglicht. Der entschiedene Protest des Präsidenten des Boxverbandes der USA veranlasste allerdings das Büro der Vizepräsidenten der AIBA im Juli 2003 in Bangkok, den neugefassten Artikel sofort wieder zurückzuziehen.

Fast zeitgleich mit den enthusiastischen Äußerungen des DBV-Präsidenten Paul Forschbach zur Zusammenarbeit mit den Profis meldete sich AIBA-Präsident Anwar Chowdhry aus Pakistan zu Wort. Von ihm muss man wissen, dass er jahrelang alle Vorschlä-

ge zur Modernisierung des Amateurboxens systematisch blockiert hat, was dazu führte, dass das olympische Boxen seine Popularität verlor. Er und sein augenblicklicher Generalsekretär verhandelten auf „hoher Ebene“ mit den Profis, vertreten durch Herrn Suleiman. Das Ergebnis war eine Vereinbarung zwischen der AIBA und dem WBC, die außer der Festlegung über eine Zusammenarbeit auf medizinischem Gebiet wenig Konkretes, dafür aber eine ganze Reihe mehrdeutiger Formulierungen enthält. Natürlich gab es seit längerem in Kreisen der Amateurboxer auch das Bestreben nach einem Dialog mit den Profis. Dabei sollten Themen von gegenseitigem Interesse diskutiert werden (siehe ROM-Deklaration 1995). Derartige Interessen bestanden zum Beispiel an Ausgleichszahlungen der Profis für Amateure, die ins Profilager wechseln, an der Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Gesundheitsschutzes, am Austausch von Erfahrungen der Trainer, der Ausbildung und der Weiterbildung der Kampfrichter und an Problemen der Verteidigung des Boxsports gegen alle Angriffe. Es war die Forderung erhoben worden, nicht nur mit einer der fünf ernstzunehmenden Profi-Organisationen, sondern mit allen zu verhandeln. Vor allem sollte eine mögliche Zusammenarbeit nicht auf der Basis einzelner „Profiboxställe“ organisiert und in jedem Fall die Selbständigkeit der Amateurboxorganisation gewahrt werden. Chowdhry und sein Exekutivkomitee gingen in ihren Überlegungen wohl davon aus, dass sich die von ihnen zu verantwortenden Probleme im Amateurlager durch eine Zusammenarbeit mit den Profis automatisch lösen würden. Dieser gleiche Herr Chowdhry wandte sich anlässlich der Weltmeisterschaften in Bangkok, die sich zu einer reinen Chaos-Veranstaltung entwickelten, an seine Getreuen im Büro der Vizepräsidenten und verkündete folgende bemerkenswerte Botschaft: Das Amateurboxen gehöre weiter zum Olympischen Programm, doch habe ihn das IOC wissen lassen, dass alle vier Jahre überprüft werde, ob diese Zugehörigkeit noch ihre Berechtigung hat. Hier nun wurde Herr Chowdhry noch deutlicher und erklärte, IOC-Würdenträger hätten ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass es für das Überleben im Olympischen Programm entscheidend sei, dass sich die AIBA von den Profis fernhält. Die sich für die nationalen Verbände daraus ergebenden Konsequenzen wurden allerdings von der AIBA bisher nicht publik gemacht! Wie notwendig ein Machtwort der AIBA in dieser Hinsicht

ist, mögen die folgenden zwei Auszüge aus Vertragsentwürfen zwischen Profis und Amateurverbänden verdeutlichen: "...der (Amateurboxverband) wird dem (Vertreter der Profi-Organisation) im Bereich der Nachwuchsgewinnung durch ständige Informationen über die sportliche Entwicklung nationaler Boxer mit internationaler Perspektive sowie durch Informationen über die eigene Beurteilung der Fähigkeiten bei der Herstellung von Kontakten zwischen der (Profiorganisation) und Amateurboxern, die mittel- oder langfristig Berufssportler werden wollen, behilflich sein."

"Im Rahmen der Möglichkeiten wird der (Amateurboxverband) des weiteren im Rahmen seiner internationalen Aktivitäten bestrebt sein, die Tätigkeit des (Profiorganisation), insbesondere in den Bereichen der Nachwuchsgewinnung bzw. -sichtung, zu unterstützen und zu fördern."

Bedarf es nach diesen Formulierungen weiterer Beweise dafür, dass der Amateurboxsport zur Nachwuchsbasis für den bezahlten Sport degradiert worden ist? Mit dem zunehmenden Verwischen der Organisationsformen wächst die Gefahr, dass die Profis, die im Augenblick das Geld haben, den gesamten Boxsport unter ihre Führung bringen. Das aber könnte für den Boxsport das „Aus“ als olympische Disziplin bedeuten.

Erfolgreiche "Betreuung" 1904

Auszug aus einem bei einem wissenschaftlichen Kongress 1905 vorgetragenen Bericht des Trainers des Olympiasiegers im Marathon Thomas Hicks bei den Olympischen Spielen 1904 in St. Louis..

„Der Marathonlauf zeigte vom medizinischen Standpunkt deutlich, daß Drogen für die Athleten bei einem Straßenlauf von großem Nutzen sind. Zehn Meilen vor dem Ziel waren bei Thomas Hicks Anzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs zu bemerken. Als er um ein Glas Wasser bat, verweigerte ich es ihm; ich gestattete ihm lediglich, den Mund mit destilliertem Wasser auszuspülen. Er schien sich zu erholen bis sieben Meilen vor dem Stadion. In diesem Augenblick sah ich mich gezwungen, ihm ein tausendstel Gran Strychnin mit einem Eiweiß einzuflößen. Vier Meilen vor dem Ziel bat Hicks darum, sich hinlegen und ausruhen zu dürfen. Weil wir aus Erfahrung genau wußten, was passieren würde, wenn Thomas sich jetzt niederlegen würde, gaben wir dazu nicht die Zustimmung und empfahlen ihm vielmehr, im langsamen Schritt weiterzugehen. Als Hicks die 20-Meilen-Marke passierte, war sein Gesicht aschfahl, so daß wir ihm noch einmal ein tausendstel Gran Strychnin, zwei Eier und einen Schluck Brandy gaben. Außerdem rieben wir seinen ganzen Körper mit warmem Wasser ab, das wir in einem Boiler in unserem Automobil hatten. Nach diesem Bad erholte sich Hicks noch einmal. Die letzten beiden Meilen lief Hicks nur noch mechanisch - wie eine gut geölte Maschine. Seine Augen verloren jeden Glanz, das Gesicht war völlig blutleer, die Arme hingen schlaff herab, und Hicks vermochte kaum noch die Beine zu heben, die Knie wirkten völlig steif. Er war bei Bewußtsein, doch plagten ihn Halluzinationen. So wurde die letzte Meile zu einer einzigen Qual. Nachdem er noch zwei Eier zu sich genommen hatte, erneut gebadet worden war und einen zusätzlichen Schluck Brandy erhalten hatte, ging er mühsam die letzten beiden Hügel vor dem Ziel hinauf und schaffte es. Hicks verlor während des Rennens acht Pfund, aber nach einem ausgedehnten Nachtschlaf und einer guten Mahlzeit fand man zur großen Überraschung heraus, daß er die Hälfte der verlorengegangenen Pfunde bereits wieder zurückgewonnen hatte.“

Das Dopingopfer-Hilfegesetz

Das sogenannte Dopingopfer-Hilfe-Gesetz ist im Juni 2003 in Kraft getreten. Wir dokumentieren Vorgeschichte, Stationen des Ablaufs und ein erstes Fazit und haben diesen Zitat

nur den Hinweis hinzuzufügen, dass öffentlich-rechtliche BRD-Medien am Tage, da die Anmeldefrist abläuft, in ihren Abendsendungen dazu aufrufen, die Ablieferung der Anträge nicht zu versäumen.

1) Merkblatt des Bundesverwaltungsamtes (August 2002)

Projektgruppe Hilfeleistungen für Dopingopfer

Hinweisblatt für das fachärztliche Gutachten

Die Antragsteller erhalten eine Hilfe nach dem Dopingopfer-Hilfegesetz (DOHG), wenn sie *(neben anderen Voraussetzungen) durch eine ihnen bzw. ihrer Mutter verabreichte Dopingsubstanz einen erheblichen Gesundheitsschaden* erlitten haben.

Die Gewährung einer Hilfe kommt jedoch nur dann in Betracht, wenn die Antragsteller ihrem Antrag ein fachärztliches Gutachten beifügen, in dem Art und Ursache des erheblichen Gesundheitsschadens angegeben und begründet werden - sofern bekannt oder für den Facharzt anderweitig erkennbar - unter Angabe der verabreichten Dopingsubstanz (vgl. § 4 Abs. 1 Nr. 1 DOHG).

Zur Erstellung dieses Gutachtens möchten wir folgende ergänzende Hinweise geben:

Dopingsubstanzen im Sinne des DOHG (vgl. § 3 Nr. 1 des Gesetzes) sind Wirkstoffe, die zur unphysiologischen manipulativen Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit den Stoffwechsel aktivieren sollten, das Muskelwachstum fördern sollten, die Herausbildung bestimmter Koordinationsfähigkeiten fördern oder die Wiederherstellungsvorgänge nach hohen Belastungen im Training und Wettkampf unterstützen sollten. Insbesondere gehören dazu anabole Steroide.

Erhebliche Gesundheitsschäden sind nach § 3 Nr. 2 DOHG solche, die zu schwerwiegenden körperlichen Beeinträchtigungen führen oder geführt haben.

Zu berücksichtigen sind dabei insbesondere folgende Kriterien:

- Schwere der Schädigung
- Dauer der Schädigung
- eventuell notwendige Operationen
- Rückbildungsfähigkeit der Schädigung
- Auswirkungen auf die Lebensführung
- Arbeitsfähigkeit, Ausfallzeiten

Das zu erstellende Gutachten sollte daher - wenn möglich - Ausführungen hierzu enthalten, wobei darauf hinzuweisen ist, dass die oben genannten Kriterien nicht abschließend sind.

Unerheblich ist es bei der Beurteilung des Gesundheitsschadens, ob dieser direkt auf der Dopingmittelverabreichung beruht(e) oder indirekt hervorgerufen wurde, z.B. aufgrund einer nur durch Dopingmittel ermöglichten Überanstrengung des Körpers - beispielsweise Wirbelsäulenschäden bei gedopten Gewichtheberinnen.

Ebenso ist es ohne Relevanz, ob der Gesundheitsschaden gegenwärtig noch vorliegt oder Folgen hinterlassen hat. Ausreichend ist insoweit, wenn in der Vergangenheit ein erheblicher Gesundheitsschaden vorlag, so dass es einem Anspruch nicht entgegensteht, wenn z.B. der Schaden durch eine Operation behoben wurde oder anderweitig ausgeheilt ist.

Es können bzw. sollen mithin auch solche erheblichen Gesundheitsschäden im Gutachten aufgeführt werden, die nur indirekt auf der Dopingmittelverabreichung beruhen oder/und aktuell nicht mehr vorliegen.

Hinsichtlich der erforderlichen Ursächlichkeit der Verabreichung der Dopingsubstanz mit dem erheblichen Gesundheitsschaden ist § 6 Abs. 2 DOHG zu beachten: Danach genügt zur

Anerkennung eines erheblichen Gesundheitsschadens die Wahrscheinlichkeit eines ursächlichen Zusammenhangs mit der Verabreichung von Dopingsubstanzen. Die Wahrscheinlichkeit ist dabei dann gegeben, wenn nach der geltenden medizinisch-wissenschaftlichen Lehrmeinung mehr für als gegen einen ursächlichen Zusammenhang spricht.

Beigefügt war dem Hinweisblatt das Formular eines „Fachärztlichen Gutachtens“, das an Herrn ORR Wöllgens PERSÖNLICH zu schicken war.

REAKTIONEN

1) *Deutschland Archiv 4/2003*

Ein Beitrag von Willi Knecht im „Deutschland-Archiv“ mit dem Titel „Seltsame Suche nach Nutznießern des Dopingopfer-Hilfegesetzes“ dürfte als die fundierteste Kommentierung des Geschehens zu betrachten sein.

Jahrelang vor und auch noch etliche Monate nach seiner Verabschiedung durch den Deutschen Bundestag am 14. Juni 2002 gab das „Dopingopfer-Hilfegesetz“ (DOHG) Anlass zu lautstarken öffentlichen Disputen; nunmehr umgibt seit dem Ablauf der Anmeldefrist von Ansprüchen am 31. März 2003 verwunderliche Schweigsamkeit das heikle Thema. Die neuerliche Redescheu vormaliger Wortführer einer Entschädigungszahlung an mit „*unterstützenden Mitteln*“ (UM) versorgte Spitzenathletinnen und -athleten der DDR erwuchs aus den Erkenntnissen der wahrlich seltsamen Suche nach Nutznießern des bereitstehenden Zwei-Millionen-Euro-Fonds: Nachdrückliche Akquisition war erforderlich, um aus dem Heer von angeblich 8000 bis 10 000 mit Dopingmitteln traktierten DDR-Kadern ein quantitativ wie qualitativ den gleichermaßen politischen wie humanistischen Argumenten entsprechendes Klientel zu aktivieren. Schließlich lagen dem mit der Abwicklung des DOHG betrauten Bundesverwaltungsamt in Köln 303 Anträge auf Entschädigungszahlungen vor. Bis zum 1. Juni 2003 wurden davon 37 (12 Prozent) bearbeitet und erledigt. Dabei erfolgten 21 positive Bescheide und 14 Ablehnungen; zwei Anträge erübrigten sich durch Zurücknahme. Bis Ende Juni war nach Auskunft des Bundesinnenministeriums „über etwa 20 Prozent entschieden“ worden. Soweit Einverständniserklärungen zu den BVA-Entscheidungen abgegeben wurden, erfolgten á-Konto-Zahlungen von jeweils 6.000 Euro. Vormalige Spitzenathletinnen und -athleten internationalen Niveaus befinden sich nicht unter den Zahlungsanwärtern. Die Einrichtung eines aus Steuermitteln gespeisten Entschädigungsfonds quasi als Erbschaftssteuer für staatlich motiviertes DDR-Medaillenstreben provozierte von Beginn an die Bildung von zwei sich frontal gegenüberstehenden Lagern: auf der einen Seite die Befürworter einer generösen bis oberflächlichen Prüfung der Schadensansprüche, auf der anderen Seite die Gegner von Abfindungszahlungen ohne exakte Prüfung jeden Einzelfalls. (vgl. DA 1/2002, S. 104-111) Der am 5. August 1999 in das Vereinsregister Weinheim eingetragene „Doping Opfer-Hilfe-Verein“ fand schnell die öffentlichkeitswirksame Unterstützung von auf Doping- und Stasi-Enthüllungen spezialisierten Medien. Im Zusammenwirken mit den in wissenschaftlichen Fachkreisen umstrittenen und als Selbstdarsteller verpönten Privat-Fahndern Prof. Dr. Werner Franke, Zellbiologe in Heidelberg, und Dr. Giselher Spitzer, Privatdozent in Pots-

dam, startete eine oftmals polemische Kampagne insbesondere auch zur parteilichen Einvernahme sportpolitischer Entscheidungsträger... So waren die Weichen längst gestellt, als der Sportausschuss des Deutschen Bundestages zur Meinungsbildung über ein Dopingopfer-Hilfegesetz für den 17. Oktober 2001 eine öffentliche Anhörung ansetzte: Sieben der insgesamt 16 geladenen Sachverständigen gehörten zur Kernmannschaft kompromissloser Verfechter tunlichst großzügiger Zuteilung von Wiedergutmachungszahlungen;... mit dem Vorsitzenden des Doping-Opfer-Hilfevereins, Dr. Klaus Zöllig, Prof. Dr. Werner Franke und Gattin Brigitte Franke-Berendonk, Dr. Giselher Spitzer, den Entschädigungsanwärterinnen Birgit Boese und Brigitte Michel sowie dem Fernsehjournalisten Hans-Joachim Seppelt sieben „Sachverständige“, deren Einlassungen von vornherein kalkulierbar waren. Bereits vier Wochen vor der Anhörung hatte der damalige Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, Prof. Walther Tröger, in einem Schreiben an den Sportausschuss namens seines Präsidiums dargelegt, *„dass wir erhebliche Bedenken haben, ob die Vorbereitung dieser Anhörung auch in Kenntnis anhängender Gerichtsverfahren zu den für das genannte Ziel notwendigen Erkenntnissen führen kann. Das gilt um so mehr, als wir die Auswahl der Experten für nicht sehr glücklich halten. Aus den genannten Gründen haben wir auch darauf verzichtet, eine Stellungnahme zu dem Fragenkatalog abzugeben.“* Noch deutlicher äußerte sich im Schreiben an den Sportausschussvorsitzenden Friedhelm Julius Beucher vom 13. September 2001 die Gemeinschaft Deutscher Olympiateilnehmer, Ehrenvorsitzender Friedel Schirmer, Fahnenträger der deutschen Olympiamannschaft 1952 in Helsinki und langjähriger Bundestagsabgeordneter: *„Voraussetzung (sollte) sein, dass der Kreis der Sachverständigen ausgewogen zusammengesetzt ist. Derzeit besteht Anlass daran zu zweifeln, weil die Mehrheit der uns bekannt gewordenen ‘Sachverständigen’ den DDR-Leistungssport nicht aus eigenem Erleben kennt oder als befangen angesehen werden muss. Wir meinen, dass als ‘Sachverständige’ nicht vorrangig solche Personen gehört werden sollten, die subjektive Zielstellungen verfolgen. Zur Erforschung der Wahrheiten gehört vielmehr, dass auch solche. frühere Spitzensportlerinnen und -sportler der DDR zu Wort kommen, die den Rückblick auf ihre Karriere nicht mit nachträglichen Ansprüchen verbinden und vor allem der Sachverstand*

solcher Persönlichkeiten, die nach ihrer früheren Tätigkeit im DDR-Sport nach dem Zusammenschluss in das vereinigte Nationale Olympische Komitee für Deutschland gewählt wurden.“ Es kam, wie es kommen sollte. Als unter Einbeziehung der Mehrheitsmeinung der öffentlichen Anhörung das „Dopingopfer-Hilfegesetz“ formuliert wurde, blieben gegenteilige Bedenken wie die des Leiters des Instituts für Dopinganalytik und Sportbiochemie in Kreischa, Prof. Dr. R. Klaus Müller unberücksichtigt. Als Richtschnur diente vielmehr die Kommentierung der Anhörung durch den sportpolitischen Sprecher der CDU/CSU-Fraktion, Klaus Riegert. Er postulierte in einer Presseerklärung vom 17. Oktober 2001, bei der Prüfung von Entschädigungsanträgen *„sollte in der Regel ein Plausibilitätsnachweis genügen. Die Hilfeleistung sollte nicht durch medizinische und Rechtsgutachten zerrieben werden. Für viele Opfer wäre ein solches Verfahren entwürdigend ...“*

So besagt denn § 6, Absatz 2, des am 14. Juni 2002 vom Deutschen Bundestag mit den Stimmen des ganzen Hauses gegen drei Stimmen der PDS bei Enthaltung der übrigen Abgeordneten der PDS verabschiedeten „Gesetzes über eine finanzielle Hilfe für Dopingopfer der DDR - Dopingopfer-Hilfegesetz (DOHG)“ über die Anspruchsberechtigung wegen erheblicher Gesundheitsschäden: *„Zur Anerkennung eines erheblichen Gesundheitsschadens genügt die Wahrscheinlichkeit eines ursächlichen Zusammenhangs mit der Verabreichung von Dopingsubstanzen.“...*

Sechs Monate nach Inkrafttreten des DOHG, Anfang Januar 2003, lagen dem Bundesverwaltungsamt sechs Entschädigungsanträge vor. Mitte Februar 2003, gut sechs Wochen vor Anmeldeschluss, waren 31 Anträge eingegangen. Diese mindere Zahl weckte erneut Zweifel an Argumenten und Postulaten, die im Vorfeld der Gesetzesinitiative vorgebracht worden waren. Selbst Friedhelm Julius Beucher, am Tag der Verabschiedung des DOHG Vorsitzender des Sportausschusses des Deutschen Bundestages, ging auf Distanz und machte in einem Interview des „Neuen Deutschland“ seiner ärgerlichen Enttäuschung Luft: *„Die Frage, ob es ein flächendeckendes DDR-Doping gegeben hat, muss neu gestellt werden. Denn wenn es dies in der DDR gegeben hätte, dann wären, wegen der Gefährlichkeit der Substanzen, mehr als 31 geschädigt.... Ich erwarte, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen, die Anhörungen und Befragungen, im Interesse von Klarheit und Wahrheit überprüft*

werden." Auch der Präsident des Deutschen Sportbundes, Manfred von Richthofen, vorher Sympathisant des Doping-Opfer-Hilfe-Vereins, revidierte frühere Ansichten und plädierte nunmehr für eine Änderung der vom Bundestag beschlossenen Regelung, den Zwei-Millionen-Euro-Fonds unter den Entschädigungsberechtigten aufzuteilen. Stattdessen forderte er die Festlegung einer Entschädigungshöchstgrenze, denn, so in einem Zeitungsinterview, *„es kann nicht sein, dass die Entschädigung wie ein Lottogewinn ausfällt“*. Was sich dann von Mitte Februar bis Ende März 2003 in Sachen DDR-Doping abspielte, summierte sich zu einer Anhäufung von Merkwürdigkeiten. In Abkehr von den ansonsten im Sozialwesen üblichen Normen und Vorschriften bei der Antragstellung auf finanzielle Zuwendungen und der auch noch bis heute oftmals schleppend bürokratischen Behandlungsweise von Anträgen auf „Opferrente“ für Leidtragende des 17. Juni 1953 wurde geradezu händeringend nach Klienten zur Inanspruchnahme von Zuwendungen aus dem Dopingopfer-Hilfefonds gesucht. Gleichlautend verwiesen der Doping-Opfer-Hilfe-Verein und das Bundesministerium des Innern in wiederholten Bekanntmachungen darauf, dass als Nachweis der Kausalität zwischen der Einnahme von Dopingmitteln und den nachfolgenden Gesundheitsschäden die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs ausreiche. Ebenfalls wiederholt wurde versichert, dass die Anonymität aller Antragsteller absolut gewahrt bleibe und zur Nachreichung von Dokumenten und sonstigen Belegen zur Anspruchsberechtigung eine Frist von weiteren drei Monaten eingeräumt werde. Doch trotz aller Bemühungen blieb die Zahl der Entschädigungsanträge mit 303 weit unterhalb der in der Kampagne für die Wiedergutmachung an DDR-Dopingopfern genannten Erwartungen. Den höchst unterschiedlichen Begründungen dieser eklatanten Differenz steht die mit vielen Beispielen belegte These Friedrich Julius Beuchers gegenüber, dass es im Osten wie im Westen nur ganz wenige Menschen gibt, *„die Geld nicht in Anspruch nehmen, wenn sie es in Anspruch nehmen können“*. So unbewiesen die Behauptungen von 8.000 bis 10.000 Betroffenen des DDR-Dopings sind, so unwahrscheinlich muss es andererseits erscheinen, dass exakt die 303 Antragsteller/innen des Doping-Opfer-Hilfe-Gesetzes das Kollektiv der Leidtragenden des Programms „Unterstützende Mittel“ bilden... Das Thema Doping im DDR-Sport wird nach wie vor viel stärker durch

Mutmaßungen als durch belegbar Fakten geprägt - nicht nur als Folge der Verhaltensweisen der angeblich oder tatsächlich Doping-Betroffenen, sondern vor allem auch durch fremdbestimmte Einschränkungen...

Während politische und sportpolitische Leitstellen die für sie verfügbaren Informationsquellen zum Thema DDR-Doping noch längst nicht ausgeschöpft haben, bemühen sich private Rechercheure um ihre Fortschreibung und zwar mutmaßlich nach erprobter Praxis unüberprüfter Informationen aus Stasi-Protokollen und pauschalierender Folgerungen. Aktuelles Vorhaben dieser Art ist das Forschungsprojekt „Biomedizinisch-epidemiologische Erhebung der Doping-Opfer-Problematik in der ehemaligen DDR“. Schon im Januar 2002 versuchte das Autorentrio Prof. Dr. Dr. H. Michna, Institut für Gesundheitsforschung der Technischen Universität München, und die erfahrenen Doping-Kombattanten Dr. Klaus Zöllig und Privatdozent Dr. Giselher Spitzer via Bundestags-Sportausschuss, das Bundesinstitut für Sportwissenschaften zur Finanzierung ihres Vorhabens zu animieren. Weil Institutsleiter Dr. Martin-Peter Büch aufgrund von Begutachtungen durch namhafte Wissenschaftler und eines Beschlusses seines Direktoriums die Entscheidung immer wieder hinauszögerte, erntete er jetzt den Zorn des Bundesinnenministeriums. Nach Intervention der BMI-Staatssekretärin Ute Vogt (SPD) ersuchte der Sportausschuss-Vorsitzende Peter Rauen (CDU/CSU) neben dem Bundesinstitut für Sportwissenschaften jetzt auch die Nationale Anti-Doping Agentur (NADA), sich baldigst des Projekts anzunehmen. Der von den Antragstellern vorgelegte Finanzplan beläuft sich auf 181 000 Euro. In zwei unabhängig voneinander formulierten wissenschaftlichen Beurteilungen des Vorhabens heißt es u. a.: *„Wie eine solch bedeutende Thematik mit soviel Wissenschaftsignoranz, Dilettantismus und Subjektivität bearbeitet werden kann, ist völlig unverständlich. Wissenschaftsethische Grundsätze werden negiert. Vor allem der der Objektivität, nämlich der Wahrheit zu dienen und möglichst nahe zu kommen.“* Und: *„Bei den Namensangaben für die Leitung des Projektes überwiegen durch Spitzer und Zöllig zwei Personen, die eine objektive Ergebnisfindung fragwürdig erscheinen lassen. Eine wissenschaftlich objektive Bewertung ist aufgrund bisheriger Veröffentlichungen bzw. Meinungsbekundungen zum Thema nicht zu erwarten, daher ist auch aus diesem Grund der Antrag abzu-*

lehnen.“ Dennoch ist keineswegs sicher, ob sich das Bundesinstitut für Sportwissenschaften und dessen Leiter Dr. Martin-Peter Bück auf Dauer dem Druck der politischen Lobby widersetzen können.

... Die Vorstellungen der zweiten gegenwärtigen Klägerin gegen das NOK bewegen sich in weit höheren Regionen. Cornelia Jeske geb. Reichhelm, Jahrgang 1963, gehörte von 1976 bis 1982 zur Sektion Rudern des SC Dynamo. Während ihrer aktiven Laufbahn erreichte sie, 13- bis 19-jährig, zu keinem Zeitpunkt ein Leistungsniveau, das sie in das Blickfeld des auf Talentsuche und -förderung ausgerichteten Juniorenverbandstrainers gerückt hätte. Cornelia Reichhelm beendete ihre Ruderaktivitäten wegen eines Wirbelsäulenschadens. Er soll der Klagebegründung zufolge auf die Einnahme von Dopingmitteln zurückzuführen sein, eine Kausalität, die NOK-Präsident Dr. Klaus Steinbach, renommierter Orthopäde und Ärztlicher Direktor der Hochwaldklinik in Weiskirchen (Saar), für nahezu absurd hält. Des ungeachtet wartet auf das NOK beim anstehenden Prozess die Forderung von einmalig 33 000 Euro Schadensersatz und 990 Euro monatliche Rente.

Insider werten die Klagen... als den möglichen Beginn einer Prozesslawine mit 100 oder noch mehr Privatklagen gegen das Nationale Olympische Komitee, sobald die staatliche Doping-Opfer-Hilfe abgewickelt ist...

2) *Kölner Stadt-Anzeiger* 1.4. 2003

10 000 Euro für jedes Dopingopfer

Jedes Dopingopfer des DDR-Sports darf mit einer Entschädigung von rund 10.000 Euro rechnen... Per Gesetz hatte die Bundesregierung zwei Millionen Euro zur Dopingopfer-Entschädigung zur Verfügung gestellt. Weiterhin werden 25.000 Euro der Arzneimittelfirma Schering den Opfern zur Verfügung stehen. Schering hatte nach der Wende Jenapharm übernommen, jene Firma, die maßgeblich die Anabolika für den DDR-Sport produzierte. Birgit Boese führte als Leiterin der Beratungsstelle des Dopingopfer-Hilfevereins in Berlin in den vergangenen sieben Monaten rund 450 Beratungen geschädigter DDR-Sportler durch und erklärt, warum sich einige nicht und andere nur zögernd zur Antragstellung entschlossen. „Viele schweigen aus Scham. Man muss Hemmungen überwinden, um sich einzugestehen, was damals passiert ist. Andere fürchten Probleme, wollen ihre berufliche

Karriere nicht aufs Spiel setzen“, sagte die Ex-Kugelstoßerin. (dpa)

3) *Süddeutsche Zeitung* 1.4.2003

Der Professor klagt an

...Franke, als Dopingaufklärer bekannt, kommt immer noch nicht zur Ruhe... Die Bearbeitung braucht Zeit und Franke fordert die Frist der Schadensanfragestellungen von Dopingopfer über den 31. März hinaus zu verlängern... er fordert mindestens fünf weitere Monate... Meist kämen die Opfer nicht an ihre eigenen medizinischen Akten heran. In Kreischa versanken im vorigen Sommer zu allem Unglück auch noch die Zentralen Akten des Sportmedizinischen Dienstes im Hochwasser...

4) *Die Welt*, 2.4.2003

Der mühsame Weg zur Gerechtigkeit

In Köln gibt man sich bedeckt. Vom öffentlichen Interesse an seiner neuen Projektgruppe scheint das Bundesverwaltungsamt überrascht. Der Sonderabteilung obliegt, die bis zum Stichtag 31. März eingegangenen 263 Anträge von DDR-Spitzensportlern - plus einiger fristgemäß abgestempelter, aber später eintrudelnder - auf Schlüssigkeit zu prüfen. Die Antragsteller reklamieren, Gesundheitsschäden erlitten zu haben, weil sie vom Staat ohne ihr Wissen gedopt worden waren... Ob „die Voraussetzungen für die Gewährung der Hilfe zweifelhaft“ ist, wie das Gesetz es verlangt, entscheiden auf Grund der komplizierten Krankenakten Sachbearbeiter, nicht Mediziner. Nur die Fälle, in denen die Kölner Aktenzeichenhüter unsicher sind, werden einem sachverständigen Beirat beim Bundesministerium des Innern vorgelegt... Als zunächst nur wenige Geschädigte Anträge stellten, weil viele sich schämten oder erst die Akten auftreiben mussten, verleugnete der auf Sport spezialisierte SPD-Politiker Friedhelm Julius Beucher gleich den Grundsatz: „Bei 31 Anträgen muss die Frage gestellt werden, ob es in der DDR überhaupt flächendeckendes Doping gab.“

Schätzungen zufolge wurden 8.000 bis 10.000 Athleten in der DDR zwischen 1970 und 1989 im wesentlichen mit Anabolika dazu gezüchtet, dem Staat Medaillen und Renommee zu verschaffen... Vor allem der medizinische Nachweis einer Verbindung zwischen Doping und Gesundheitsschaden erwies sich als schwierig. Daher

hatte der Heidelberger Molekularbiologe Werner Franke... vorgeschlagen, die Antragsfrist um fünf Monate zu verlängern. „Wir werden auf keinen Fall die Frist verlängern“, sagt der Sportausschussvorsitzende des Bundestags, Peter Rauen, „doch wir werden großzügig verfahren, wenn Antragsteller Unterlagen nachreichen.“

Zur Sportsoziologie in der DDR bis zum Beginn der 70er Jahre

Von KLAUS ROHRBERG

Der folgende Beitrag beschäftigt sich speziell mit den Anfangsjahren der Entwicklung der Sportsoziologie und bildet den ersten Teil einer vorliegenden Gesamtdarstellung vom

Anfang der 60er Jahre bis zum Ende der DDR. In dieser Darstellung wird besonders ihr Beitrag zur Theorieentwicklung kritisch analysiert, da ihr heute zu Unrecht von mancher Seite Leistungen dazu abgesprochen werden

Zur Situation der Soziologie zu Beginn der 60er Jahre und zu den Anfängen sportsoziologischer Arbeit

Die erste Periode sportsoziologischer Arbeit umfaßt etwa jenen Zeitraum vom Ende der 50er bis zum Anfang der 70er Jahre, den WEIDIG¹⁾ als eine Phase des „soziologischen Aufbruchs“ in der DDR bezeichnet. Jene Periode war charakterisiert durch den - aus dem Erleben des Grauens der Naziherrschaft und des Krieges und der Not der Nachkriegszeit erwachsenden - Anspruch der damaligen Soziologengeneration, „die sich entwickelnde neue Gesellschaft mit den Mitteln soziologischer Erkenntnis aktiv mit zu gestalten“²⁾, ein Anspruch, der auch für die sportsoziologische Arbeit kennzeichnend war. Zudem waren nach dem 22. Parteitag der KPdSU und der Abrechnung mit dem Stalinismus die politischen Bedingungen für undogmatische Wirklichkeitsanalysen relativ günstig.

In diese Phase fällt auch der Beginn sportsoziologischer Arbeit. Bereits 1960/1961 konstituierte sich an der zu diesem Zeitpunkt bereits seit zehn Jahren existierenden Deutschen Hochschule für Körperkultur Leipzig (DHfK) ein Arbeitskreis für Sportsoziologie³⁾. Im Jahre 1961 erschien in der sportwissenschaftlichen Zeitschrift „Theorie und Praxis der Körperkultur“ ein Aufsatz des zu den Wiederbegründern der Soziologie im Osten Deutschlands gehörenden Soziologen R. SCHULZ mit dem Titel „Über Wesen und Methoden wissenschaftlicher Soziologie“⁴⁾. Auf dem Warschauer Seminar zum Thema „Philosophische und soziologische Probleme der Körperkultur“ hielt ERBACH einen Vortrag mit dem Titel „Gedanken zur Einordnung der Theorie der Körperkultur als Lehr- und Forschungsdisziplin in das System der Sportwissenschaft“, in welchem er unter der Klammer „Theorie der Körperkultur“ drei Teilgebiete nannte und näher umriß: „Philosophische Probleme des Sports“, Organisationswissenschaft der Körperkultur“ und „Sportsoziologie“⁵⁾. Diese aus meiner Sicht logische Aufteilung, die etwa der auch heute praktizierten Unterscheidung von Sportphilosophie, Sportsoziologie und Sportmanagement entsprach, wurde später

aufgegeben, indem sich die „Theorie der Körperkultur“ als eine sportwissenschaftliche Disziplin *neben* der Sportsoziologie und der „Leitung der Körperkultur“ verstand. Das hatte zur Folge, daß sie nie aus dem Dilemma zwischen philosophischem Anspruch und soziologischer Praxis herauskam und die eigenständige Theoriebildung in der Sportsoziologie bis in die 80er Jahre hinein beeinträchtigte. Im Jahre 1965 veröffentlichte ERBACH in der o.g. Fachzeitschrift seinen Aufsatz „Sportwissenschaft und Sportsoziologie“, der für die Konstituierung der Sportsoziologie eine grundlegende Bedeutung hatte^{6,7}). An der DHfK entstand 1966 ein „Institut für Theorie, Soziologie und Organisation der Körperkultur“, das bis zur Hochschulreform von 1968/69 existierte⁸). Und schließlich konstituierte sich, wie erwähnt, 1968 die Fachgruppe „Sportsoziologie“ im Wissenschaftlichen Rat.

Diesen mit den genannten Marksteinen skizzierten Abschnitt bis zum Ende der 70er Jahre fasse ich daher als die „Konstituierungsphase“ der Sportsoziologie auf. Am Ende dieser Periode gab es außer den genannten Fakten sportsoziologische Lehrveranstaltungen an der DHfK, dazu entsprechende Lehrhefte⁹). Es existierten Hochschullehrerstellen für Sportsoziologie (ERBACH und GRAS in Leipzig, WIECZISK in Berlin). Sportsoziologen aus der DDR waren in internationalen wissenschaftlichen Gremien vertreten und hatten sich auf internationalen Konferenzen mit Beiträgen ausgewiesen und es konnten unter leitender Verantwortung von Sportsoziologen eine Reihe umfassender sowie begrenzter empirische Untersuchungen abgeschlossen werden. Zu der Frage, welche Bedingungen zu der in Relation zur BRD frühzeitigen Institutionalisierung der Sportsoziologie in der DDR geführt haben, möchte ich folgende Hypothesen formulieren:

Erstens: Die Herausbildung der Sportsoziologie wurde begünstigt durch die in jener Zeit von der SED wiederholt erhobene Forderung nach sozialwissenschaftlichen Analysen und darauf aufbauenden Leitungsempfehlungen und Prognosen in einer Phase der gesellschaftlichen Entwicklung in den sozialistischen Ländern, die durch die Überzeugung von der Gestaltbarkeit gesellschaftlicher Zustände auf der Basis der „Marxistisch-leninistischen Wissenschaft und Weltanschauung“ gekennzeichnet war. Auch für den Bereich des Sports wurden entsprechende Analysen, Prognosen und Leitungs-

empfehlungen gefordert, die eine planmäßige Entwicklung der „Körperkultur und des Sports“ ermöglichen sollten¹⁰⁾.

Zweitens: Eine weitere Bedingung sehe ich in der Wiederbelebung der Soziologie in den sozialistischen Ländern nach dem Tode Stalins 1953 und nach dem 22. Parteitag der KPdSU 1956, nachdem bis dahin die Soziologie als „bürgerliche Wissenschaft“ abgetan und als allein wissenschaftliche Lehre von der Gesellschaft der Historische Materialismus anerkannt wurde^{11,12,13,14)}. So faßte das Politbüro der SED 1964 einen Beschluß zur Institutionalisierung der Soziologie, der auf Anregung von J. KUCZYNSKI¹⁵⁾ zur Bildung einer Abteilung für Soziologie an der Akademie der Wissenschaften und zur Einrichtung von Lehrstühlen für Soziologie an den Universitäten Leipzig und Halle führte. Damit begann an diesen Universitäten auch die Ausbildung von Soziologen, zunächst als Zweifachausbildung, später auch als Hauptfachausbildung. Im Jahre 1969 fand dann auch der 1. Soziologenkongreß in der DDR zum Thema „Soziologie im Sozialismus“ statt.

Drittens muß in diesem Zusammenhang auch die starke Förderung des Sports in der DDR erwähnt werden, die sich unter anderem auch im Staatsratsbeschluß von 1968 widerspiegelte¹⁶⁾, und zwar nicht nur des Leistungssports, wie heute manchmal wenig sachkundig behauptet wird, sondern auch des Kinder- und Jugendsports und des Freizeit- und Erholungssports. Die Förderung des Sports und die gestellten Ziele verlangten nach sozialwissenschaftlichen Analysen und Prognosen sowie Empfehlungen zur effektiven Leitung des Sports.

Viertens müssen auch das Interesse und das Engagement junger Sportwissenschaftler und Sportpädagogen an bzw. für sozialwissenschaftliche Untersuchungen im Sport als eine fördernde Bedingung erwähnt werden. Von diesen Wegbereitern der Sportsoziologie (ERBACH, BUGGEL, FLORL, GRAS, TROGSCH) hatte anfangs niemand eine akademische soziologische Ausbildung abgeschlossen, was zu diesem Zeitpunkt auch gar nicht der Fall sein konnte, da in der DDR erst ab 1964 eine universitäre soziologische Ausbildung möglich war¹⁷⁾. Allerdings verfügten die Betroffenen über eine Ausbildung mit entsprechenden Abschlüssen auf dem Gebiet des „Historischen Materialismus“, der nach damaliger Auffassung als die „Allgemeine soziologische Theorie“ galt^{18,19)}.

Als eine *fünfte* Bedingung muß schließlich die sich damals vollziehende internationale Institutionalisierung der Sportsoziologie erwähnt werden, an der auch Sportwissenschaftler aus der DDR beteiligt waren. Sportwissenschaftler aus der DDR wirkten im International Council of Sports Sociology (ICSS) mit, traten auf internationalen Kongressen auf und publizierten in der Zeitschrift „International Review of Sports Sociology“.

Bemerkenswerter Weise benennen LÜSCHEN/WEISS²⁰⁾ ähnliche Bedingungen für die Entwicklung der Sportsoziologie in der BRD.

Zu den damaligen Auffassungen zu Gegenstand und Aufgaben einer Sportsoziologie

In dem erwähnten Aufsatz von 1965 begründete ERBACH die Notwendigkeit einer eigenständigen Sportsoziologie mit der wachsenden Nachfrage nach sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen für die effektive Leitung und Planung des sich erfolgreich entwickelnden Bereichs Körperkultur und Sport unter gleichzeitigem Hinweis auf die wachsende Bedeutung der Soziologie in der sozialistischen Gesellschaft. Dabei stützte sich ERBACH auf Arbeiten jener Soziologen, die wie BRAUNREUTHER, BRAUNREUTHER/STEINER, SCHUL, KALLABIS und RITTERHAUS/ TAUBERT nach MEYER²¹⁾ zu den Wiederbegründern der Soziologie im Osten Deutschlands gehörten. ERBACH definierte damals Gegenstand und Aufgaben einer Sportsoziologie wie folgt: „Die Sportsoziologie erforscht die Dialektik der allgemeinen und spezifischen sozialen Entwicklung im Bereich der Körperkultur und des Sports, die Wechselbeziehungen zu anderen sozialen Erscheinungen, die durch Körperkultur und Sport beeinflussten Verhaltensweisen der Menschen, die in Sportgruppen, -verbänden und -vereinigungen organisiert sind und die sich individuell regelmäßig sportlich betätigen, sowie die konkrete Verhaltensweise von sozialen Gruppen und Einheiten in ihrer Beziehung zu Körperkultur und Sport, um damit Gesetzmäßigkeiten aus dem Bereich der Körperkultur aufzudecken, die das soziale Gesamtverhalten von Menschen unter gesellschaftlich relevanten Bedingungen im Prozeß ihrer Entwicklung mitbestimmen. Durch die Sammlung umfangreichen empirischen Materials und durch entsprechende Verallgemeinerungen schafft sie die Voraussetzungen für die gesellschaftliche Leitung aller Prozesse der Körperkultur.“²²⁾ Indem hier sinngemäß die Erforschung des Sports als soziales System und als soziales Handlungsfeld als Gegenstand einer

Sportsoziologie definiert wurde, lag diese Gegenstandsauffassung durchaus auf einer Ebene mit noch heute existierenden Gegenstandsbestimmungen^{23,24,25}). Der von ERBACH erhobene Anspruch allerdings, Gesetzmäßigkeiten aus dem Bereich der Körperkultur aufzudecken, war überhöht und konnte nie eingelöst werden und wurde in späteren Definitionen aufgegeben^{26, 27}). Der Definition von ERBACH zufolge wurde Sportsoziologie als eine angewandte und vorrangig empirisch arbeitende Wissenschaft aufgefaßt, indem sie durch die Sammlung empirischen Materials und durch theoretische Verallgemeinerung die Voraussetzungen für die Planung und Leitung des Sports schaffen sollte²⁸). Eine solche methodologische Auffassung über den wissenschaftlichen Erkenntnisweg entsprach weitgehend dem klassischen Konzept der Soziologie zur Untersuchung der sozialen Wirklichkeit seit COMTE: Beobachten - beschreiben - erklären - aufklären - gestalten, wie es auch bei RIGAUER²⁹) beschrieben wird. Die Funktionsbestimmung von ERBACH orientierte sich erkennbar auch an der 11. These von MARX über Feuerbach. „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt aber darauf an, sie zu verändern.“³⁰) Die damals in den Gesellschaftswissenschaften in der DDR allgemein akzeptierte Auffassung, wonach diese bei der Bestimmung ihrer Forschungsziele grundsätzlich von den Erfordernissen der Praxis auszugehen und mit ihren Resultaten der Praxis zu dienen hätte, war aus meiner Sicht eine durchaus zu bejahende, aber in der Praxis oft vereinfachend aufgefaßte und gehandhabte Prämisse, die sich auch in der Sportsoziologie hemmend auf die Wissenschaftsentwicklung auswirkte. Dieser Orientierung auf die Praxis als Kriterium der Wissenschaft lag außerdem ein naturwissenschaftliches Denkmuster zugrunde, wonach man nur die Gesetzmäßigkeiten im Sport auffinden müsse, um dann den Schlüssel für dessen „planmäßige Gestaltung“ in der Hand zu haben. Dabei wurde verkannt, daß soziale Phänomene sich nicht mit naturwissenschaftlichen Denkweisen im Sinne von Kausalitätszusammenhängen begreifen lassen, weil soziale Phänomene nach ELIAS komplexe „Figurationen“ bilden³¹) und nicht kalkulierbare Einflüsse dabei oftmals eine Rolle spielen. In diesem Zusammenhang sei auf BONNS (1990) verwiesen, der mit Bezug auf OFFE (1982) schreibt, daß der Ausbau der Forschung zu sehr in Analogie zu den Naturwissenschaften betrieben worden sei, nämlich unter der

Perspektive, daß wissenschaftliche Beratung zu eindeutigen Problemlösungen führen könne - eine Einschätzung, die wissenschaftlich kaum haltbar sei und das „aufklärerisch-problemdeutende“ Potential der Sozialwissenschaften verschenke³²⁾. Die Orientierung auf „Praxiswirksamkeit“ war also offensichtlich nicht nur eine Besonderheit der Sportsoziologie in der DDR. Vielmehr versuchten Sportwissenschaft und Sportsoziologie in beiden Teilen Deutschlands ihre Anerkennung und Institutionalisierung mit dem Nachweis ihrer Praxisrelevanz voran zu bringen, wie BONNS bestätigt: „Gerade in den Sportwissenschaften wird das Bemühen um Praxisrelevanz seit jeher groß geschrieben. Die Bedürfnisse der Praxis, was immer man hierunter verstehen mag, galten ursprünglich sogar als entscheidende Legitimationsinstanz für die Existenz der neuen Disziplin, und hierauf bezogene Diskussionen bildeten lange Zeit eine wichtige Klammer zwischen den verschiedenen Teilbereichen von der Sportmedizin bis zur Sportsoziologie.“³³⁾ Die Orientierung der Sportsoziologie auf die Bereitstellung von Erkenntnissen für die Planung und Leitung des Sports bei ERBACH finden wir auch bei HEINEMANN wieder: „Sportwissenschaft wird künftig in dem Maße einen bedeutenden Rang erhalten, in dem es ihr gelingt, sich von einer eigenständigen (interdisziplinären) Disziplin zu einer offen innovativen Planungswissenschaft zu entwickeln.“³⁴⁾ Angesichts dieser und anderer Parallelitäten wirkt es um so befremdlicher, wenn mit Blick auf die Sportsoziologie in der DDR und deren Ausrichtung auf Praxiswirksamkeit dagegen das ideologisch motivierte Klischee der „Instrumentalisierung“ bedient wird.

Die Frage nach dem Beitrag zur wissenschaftlichen Profilierung der Sportsoziologie

Der Versuch, retropektiv die Frage nach möglichen Beiträgen der Sportsoziologie in der DDR zur Theorieentwicklung in jener Periode zu beantworten, setzt zunächst eine Positionierung zu den Begriffen Theoriebildung und Wissenschaftsentwicklung voraus, zu denen es unterschiedliche Auffassungen gibt^{35,36,37,38)}, die umfassend zu diskutieren hier nicht der Ort sein kann. Bei meinen Arbeiten ging ich damals von der Theorieauffassung von KLAUS/BUHR aus, die mir auch heute noch als tragfähig für die Beantwortung der Frage nach den „theoretischen“ Beiträgen der Sportsoziologie er-

scheint und mit anderen, neueren Auffassungen, wie bei FUCHS und ELIAS, durchaus als kompatibel angesehen werden kann: „Theorie - systematisch geordnete Menge von Aussagen bzw. Aussagesätzen über einen Bereich der objektiven Realität oder des Bewußtseins. Die wichtigsten Bestandteile einer Theorie sind die in ihr formulierten Gesetzesaussagen über einen Bereich, auf den sie sich bezieht. Daneben enthält jede Theorie auch Aussagen, die sich auf einzelne empirische Sachverhalte beziehen. Der Begriff der Theorie darf nicht mit dem der Wissenschaft identifiziert werden. Die Mehrzahl der Wissenschaften besteht nicht nur aus systematischen Bestandteilen, die den Namen einer Theorie zu Recht tragen, sondern auch aus prätheoretischem Wissen; sie enthält darüber hinaus Bestandteile der Methodologie, Anleitungen zur praktischen Tätigkeit, Algorithmen über die Durchführung von Experimenten und Beobachtungen usw.“³⁹⁾ ELIAS bezeichnet Theorien als „Modelle beobachtbarer Zusammenhänge“⁴⁰⁾, eine Theorieauffassung die den Besonderheiten einer angewandten Wissenschaft wie der Sportsoziologie entgegenkommt und zugleich den Zusammenhang von deduktivem und induktivem Erkenntnisgewinn ausdrückt. ELIAS sieht es als eine zentrale Aufgabe wissenschaftlicher Forschung an, „Zusammenhänge dort aufzudecken, wo sie vorher nicht bekannt waren“⁴¹⁾. Er betont, daß es für eine Wissenschaft notwendig ist, eigenständige Begriffe zu entwickeln, die geeignet sind, die ermittelten Zusammenhänge bzw. „Figurationen“ angemessen abzubilden⁴²⁾. ELIAS schreibt auch, daß der Soziologie eine Rolle als „Mythenjäger“ zukäme und sich Wissenschaft „im Kampf gegen ungeprüfte, vorwissenschaftliche Gedankensysteme“ entwickle⁴³⁾. Das sind Auffassungen, die mir als höchst relevant auch für die Sportsoziologie erscheinen. Als Kriterium der Wissenschaftsentwicklung sieht ELIAS den jeweils erreichten wissenschaftlichen Fortschritt an: „Im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit bildet das Kriterium für den Wert von Forschungsergebnissen, sei es auf der empirischen, sei es auf der theoretischen Ebene oder auf beiden zugleich, der Fortschritt, den diese Forschungsergebnisse, gemessen am bestehenden gesellschaftlichen, vor allem auch wissenschaftlichen Wissensfundus darstellen. Dieser Fortschritt hat viele Facetten. Er kann darin bestehen, daß die Forschungsergebnisse den Wissensvorrat vergrößern. Er kann darin bestehen, daß einem Wissen, das noch auf verhältnismäßig unsi-

chere Füßen stand, größere Gewißheit gegeben wird. Er kann darin bestehen, eine theoretische Zusammenfassung von Ereignissen, deren Zusammenhang zuvor unbekannt war oder die das Modell eines im Vergleich zu vorangegangenen Theorien umfassenderen Geschehenszusammenhang darstellt, zu ermöglichen. Er kann ganz einfach darin bestehen, Theorie und Empirie besser aufeinander abzustimmen.⁴⁴⁾

Resümierend können auf der Basis der bisherigen Ausführungen also folgende Arbeitsergebnisse als Beiträge zur Wissenschaftsentwicklung der Sportsoziologie gewertet werden:

- Die Vergrößerung unseres vorhandenen Wissensvorrats über das soziale System und das Handlungsfeld Sport
- Eine größere Gewißheit zu einem noch unsicheren Wissen über den Gegenstand „Sport“
- Das Aufdecken von bisher noch unzureichend bekannten Zusammenhängen im Bereich des Sports oder zwischen dem Sport und anderen Bereichen der Gesellschaft
- Die Einordnung von Zusammenhängen im Bereich des Sports in umfassendere gesellschaftliche Zusammenhänge
- Die Spezifizierung und Operationalisierung soziologischer Begriffe für sportsoziologische Untersuchungen
- Beiträge zur Methodologie und Methodik empirischer sportsoziologischer Untersuchungen.

Nach diesen Kriterien der Frage nach dem Beitrag zur Wissenschaftsentwicklung der Sportsoziologie und zur Theoriebildung im engeren Sinne am Beispiel der beiden großen sportsoziologischen Erhebungen von 1965 und 1968^{45,46)} nachgegangen, ohne die Ergebnisse hier darstellen und erörtern zu wollen, ergibt sich folgendes Resümee:

Auf der Grundlage der an KLAUS/BUHR und ELIAS angelehnten Kriterien für die Wissenschaftsentwicklung und Theoriebildung ließe sich resümierend für diese erste Periode sportsoziologischer Arbeit festhalten:

Die sportsoziologischen Arbeiten jener Periode trugen zur Vergrößerung des vorhandenen *Wissensvorrats* und zu größerer *Gewißheit* über Sachverhalte im sozialen System und sozialen Handlungsfeld Sport bei. Im Detail betraf das Wissen über das Sportengagement unterschiedlicher sozialer Gruppierungen, über die vorhandenen materiellen und personellen Bedingungen für das Sport-

treiben und über effektive Formen der Planung und Leitung des Sports.

Die sportsoziologischen Arbeiten trugen zum Aufdecken von *Zusammenhängen* im Bereich des Sports selbst und zwischen dem Sport und anderen gesellschaftlichen Bereichen bei. Das betraf im Detail den Zusammenhang zwischen den Bedürfnissen und Einstellungen der Menschen und ihrem Sportengagement, den zwischen der Sportbeteiligung und den vorhandenen materiellen und personellen Bedingungen sowie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Freizeit, Erholung und Sport.

Die sportsoziologischen Arbeiten jener Periode griffen historisch-materialistische und allgemeinsoziologische Begriffe und Aussagen auf und *spezifizierte* sie für fachspezifische Fragestellungen. Das betraf im Konkreten den Begriff der Gesellschaftsformation, Aussagen über die Rolle der ökonomischen gesellschaftlichen Verhältnisse, Aussagen über die Wechselbeziehung zwischen Verhalten und Verhältnissen und über die bestimmende Rolle der Arbeit im menschlichen Lebensprozeß.

Trotz der genannten Beiträge zur Wissenschaftsentwicklung und der Ansätze zur Theoriebildung kann man für die Sportsoziologie in der DDR in den 60er Jahren von einem relativen Zurückbleiben der expliziten Arbeiten zur Theoriebildung im Verhältnis zu den umfangreichen empirischen Untersuchungen und der Fülle des bereitgestellten Materials sprechen. Konkret fehlte es an einer Zusammenführung des vorhandenen Fundus in Form einer geschlossenen Abhandlung zur Sportsoziologie. Die vorliegenden umfangreichen Forschungsberichte und Dissertationen boten hierfür eine durchaus hinreichende Basis. Einen Ansatz in dieser Richtung bildeten die von TROGSCH u.a. 1970⁴⁷⁾ erarbeiteten Studienmaterialien zur Sportsoziologie (insgesamt acht Hefte), die allerdings infolge der Zuordnung der Sportsoziologie zum Ausbildungskomplex „Planung und Leitung der sozialistischen Körperkultur“ nach der Hochschulreform von 1968/1969 unter dem letztgenannten Titel erschienen. Für die Erarbeitung einer Monographie zur Sportsoziologie fehlte es meiner Ansicht nach damals nicht an wissenschaftlicher Substanz, sondern an institutionellem Interesse und mangelnder Unterstützung sowie an personeller Kapazität infolge der Beanspruchung der wenigen Sportsoziologen durch die Lehre und die aufwendigen empirischen Untersuchungen.

Die Ursachen für das konstatierte Zurückbleiben expliziter Wissenschaftsentwicklung und Theoriebildung in der Sportsoziologie jener Periode (und auch in den folgenden) sehe ich *erstens* in der bereits mehrfach erwähnten überbetonten Praxisorientierung der Sportsoziologie, *zweitens* in der daraus resultierenden Konzentration der geringen personellen Kapazität auf die aufwendige Durchführung empirischer Untersuchungen, *drittens* in der Vernachlässigung der einzelwissenschaftlichen Profilierung zugunsten der in empirischen Untersuchung erfolgreich praktizierten Interdisziplinarität, nicht zuletzt auch *viertens* in der administrierten Strukturierung der Sportwissenschaft, in der Einordnung der Sportsoziologie in den Komplex „Planung und Leitung“ und dem damit verbundenen Verlust an disziplinärer Eigenständigkeit und schließlich in dem Nebeneinander einer lange Zeit bevorzugten „Theorie der Körperkultur“ (mit ihrem Anspruch auf die Bearbeitung übergreifender gesellschaftswissenschaftlicher Themen des Sports), einer „Planung und Leitung der Körperkultur“ (mit ihrem Anspruch auf Praxiswirksamkeit) und einer „Sportsoziologie“ (der nach dieser Version schließlich nur noch die Rolle des „Datenbeschaffers“ übrig geblieben wäre). Erst in den 80er Jahren konnte die Sportsoziologie, wenn auch gegen Widerstände, ihren legitimen Anspruch als kompetente Disziplin für die Bearbeitung gesellschafts- und sozialwissenschaftlicher Fragestellungen des Sports und auf einen dementsprechenden Platz in Lehre und Forschung schrittweise durchsetzen, wie in nachfolgenden Veröffentlichungen dargestellt werden könnte⁴⁸⁾.

Anmerkungen

- 1) WEIDIG, R.: Soziologische Forschung in der DDR. In: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 1997, FS III, S. 97-407
- 2) Ebenda, 11
- 3) TROGSCH, F.: Studienmaterial zum Ausbildungskomplex Planung und Leitung der sozialistischen Körperkultur. Heft 1: Soziolog. Forschung als Bestandteil der Planungs- und Leitungstätigkeit im Bereich von Körperkultur und Sport. DHfK Leipzig (Manuskriptdruck) 1970, 17
- 4) SCHULZ, R.: Über Wesen und Methoden wissenschaftlicher Soziologie. In: Theorie und Praxis der Körperkultur 1961, 108-114
- 5) ERBACH, G.: Gedanken zur Einordnung der Theorie der Körperkultur als Lehr- und Forschungsdisziplin in das System der Sportwissenschaft. In: Theorie und Praxis der Körperkultur 1964 (Sonderheft), 74-82
- 6) ERBACH, G.: Sportwissenschaft und Sportsoziologie (I). In: Theorie und Praxis der Körperkultur 14. (1965) 10, 877-883

- 7) ERBACH, G.: Sportwissenschaft und Sportsoziologie (II). In: Theorie und Praxis der Körperkultur 14. (1965), 11, 950-963
- 8) TROGSCH, F.: A. a. O., 18
- 9) TROGSCH, F. u.a.: *Studienmaterial zur Ausbildung im Lehrkomplex Planung und Leitung der sozialistischen Körperkultur Heft 1 bis 7*
- 10) ERBACH, G.: A. a. O.
- 11) KUCZYNSKI, J.: Bemühungen um die Soziologie. Berlin 1986
- 12) STEINER, H.: Soziologie in Leipzig - Erbe und Tradition. In: Informationen zur soziologischen Forschung in der DDR 25 (1989) 4, 3-63
- 13) MEYER, H.: Die Soziologie in der DDR im Prozeß der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. In: Zapf, W. (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Frankfurt a. M./ New York 1991, 69-86
- 14) WEIDIG, R.: A. a. O.
- 15) MEYER, H.: A. a. O., 73
- 16) Beschluß des Staatsrates der DDR über die Aufgaben der Körperkultur und des Sports in der DDR vom 20. September 1968. In: Kleine Enzyklopädie Körperkultur und Sport. Leipzig 1972, 50-59
- 17) MEYER, H.: A. a. O.
- 18) SCHULZ, R.: A. a. O., 12
- 19) KUCZYNSKI, J.: A. a. O., 54 ff.
- 20) VOIGT, D. u.a.: Sportsoziologie. Soziologie des Sports. Verlag M. Diesterweg Frankfurt a. M./ Verlag Sauerländer Aarau/ Frankfurt a. M./ Salzburg 1992, 75
- 21) MEYER, H.: A. a. O.
- 22) ERBACH, G.: A. a. O., 960
- 23) RIGAUER, B.: Sportsoziologie. Reinbek b. Hamburg 1982
- 24) HEINEMANN, K.: Einführung in die Soziologie des Sports. Schorndorf 1980
- 25) ANDERS, G.: Sportsoziologie. In: Carl, K. u.a. (Hrsg.): Handbuch des Sports. Düsseldorf 1984, 193-231
- 26) GRAS, F.-W.: Zum Stichwort „Sportsoziologie“ für das neue Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie. DHfK Leipzig 1987 (Manuskript)
- 27) GRAS, F.-W./ROHRBERG, K.: Zur Kompetenz der Sportsoziologie als Lehrdisziplin in der Ausbildung der Sportlehrer. In: Das Hochschulwesen 1989, 10, 337-340
- 28) ERBACH, G.: A. a. O., 960
- 29) RIGAUER, B.: A. a. O., 56-57
- 30) MARX, K.: Thesen über Feuerbach. In: K. Marx/ F. Engels, Ausgewählte Werke Bd. 1. Berlin 1981, 200
- 31) ELIAS, N.: Was ist Soziologie? Weinheim/ München 1993.
- 32) BONNS, W.: Beratung durch Wissenschaft? Zur Praxisdebatte in den Sportwissenschaften. In: Anders, G./Chachey, K./Fritsch, W.: A. a. O., 9
- 33) Ebenda, 7
- 34) Ebenda, 10
- 35) ASSMANN, G. u. a. (Hrsg.): Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie. Berlin 1977, 665
- 36) FUCHS, W. u.a. (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen 1988, 783
- 37) WIEMEYER, J.: Überlegungen zur Integration in der sportwissenschaftlichen Forschung. In: Sportwissenschaft 22(1992) 2, 189

- 38) RIGAUER, B.: Sportsoziologie. In: Eberspächer, H. (Hrsg.), Handlexikon Sportwissenschaft. Reinbek b. Hamburg 1992, 415
- 39) KLAUS, G./ BUHR, M. (Hrsg.): Philosophisches Wörterbuch Bd. 2. Leipzig 1969, 1083
- 40) ELIAS, N.: A. a. O., 39 und 54
- 41) Ebenda, 177
- 42) Ebenda, 15
- 43) Ebenda, 53
- 44) Ebenda, 54
- 45) GRAS, F.-W.: Bericht über die sportsoziologische DDR-Erhebung 1965 Teil 1: Die Planung, Leitung und Organisation der Erhebung. Staatl. Komitee f. Körperkultur u. Sport Berlin 1967 (Manuskriptdruck)
- 46) STEGLICH, W. u.a.: Körperkultur und Sport im Freizeitverhalten der DDR-Bevölkerung. Bericht über die sportsoziologische DDR-Erhebung 1965. Teil 2: Forschungsmethoden und Verfahrensweisen. Staatl. Komitee f. Körperkultur u. Sport Berlin 1967 (Manuskriptdruck)
- 47) TROGSCH, F. u.a. 1970 a. a. O.
- 48) Bereits ausgearbeitet liegen vor: „Die Konsolidierungsphase Anfang der 70er bis Mitte der 80er Jahre“ und „Die Aufschwung- und Endphase Mitte bis Ende der 80er Jahre“.

ZITATE

Wem gehört der Sport?

Ostalgie mag ja in der Fernsehunterhaltung neu sein. Wir im Sport haben sie schon länger. Wenn das „Neue Deutschland“, früher

einmal das Zentralorgan der Einheitspartei, nach der gerade vergangenen Leichtathletik-Weltmeisterschaft einen Funktionär zitiert mit der Bemerkung, 1990 sei zwar der richtige Staat, aber das falsche Sportsystem abgewickelt worden, müssen wir antworten: Kalter Kaffee! Kennen wir schon, diese Sehnsucht nach der DDR - und zwar aus einer Zeit, in der sie nicht nur auf verblichenen Fotos, sondern noch in Wirklichkeit grau und ausgelaugt war...

Das weiß die Jugend von heute natürlich nicht, wenn sie auf Berliner Trödelmärkten ihr Taschengeld für Laufschuhe von Germina mit hauchdünnen Sohlen - die mit den zwei Streifen -, für die guten alten braunen Trainingsjacken des Armeesportklubs Vorwärts oder Medaillen von der Spartakiade aus Aluminium ausgibt. Ach Kinders, waren das Zeiten!...

DDR-Sport funktioniert nicht ohne DDR. Zwar stehen nun chromblitzende Kraftmaschinen, wo früher rostige Gewichte lagen. Doch Südfrüchte und Auslandsreisen locken kein Talent mehr hinter dem Ofen vor...

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.9.2003

Ballkultur

...Die Manager des deutschen Profifußballs können sich ungestraft wie wirtschaftliche Hasardeure aufführen, weil die Bundesliga ein zentraler Bestandteil der Unterhaltungsindustrie ist. Ihre Funktion erfüllt sie jedoch nur, wenn sie via Fernsehen zum Alltagsleben der Menschen gehört. Der durch den Kirch-Konkurs bedingte kritische Zustand der Unterhaltungsindustrie hat denn auch prompt die Politik auf den Plan gerufen. Diese weiß, was sie an ihr hat: Unterhaltung ermöglicht Zuflucht angesichts zunehmend schlechter werdender Lebensverhältnisse und vernebelt den letzten Gedanken an Widerstand.

Während die Programmentscheidungen in ARD und ZDF gewöhnlich auf den unteren und mittleren Ebenen getroffen werden, bildet König Fußball die Ausnahme: Hier entscheiden die Intendanten und damit die Politik. Während der Weltmeisterschaft 2002 hatte man durch horrende Nachzahlungen noch gemeinsam versucht, die angeschlagene Kirch-Gruppe zu retten – wie sich zeigte, vergeblich. Nun soll wenigstens die Bundesliga gerettet werden. Kostenpunkt: 65 Millionen Euro. WDR-Intendant Fritz Pleitgen machte

im *Kölner Stadtanzeiger* am Samstag nicht einmal einen Hehl daraus, daß all dies im Auftrag und zum Nutzen der Politik geschieht: „Wir haben uns um die Liga ja nicht gerissen. Im vergangenen Jahr drängte uns die NRW-Landesregierung geradezu zum Kauf der Übertragungsrechte. Sie war ja sogar bekanntlich bereit, den Bundesligavereinen notfalls mit Bürgschaften beizuspringen.“ ...Insgesamt werden die öffentlich-rechtlichen Anstalten in den kommenden vier Jahren mehr als eine Milliarde Euro für Fußball hinblättern. Das bedeutet zwangsläufig, daß in allen anderen Programmbereichen der Rotstift angesetzt werden muß und der massive Personalabbau durch outsourcing und Stellenstopp weitergehen wird. Doch das allein wird nicht ausreichen. Die Subventionierung der Fußballmillionäre ist ohne Gebührenerhöhung nicht möglich. Ob die Politik dem beantragten Aufschlag von 1,50 Euro im Monat zustimmen wird, ist noch ungewiß. Die Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz und Bayern, Kurt Beck (SPD) und Edmund Stoiber (CSU), haben aber schon deutlich gemacht: Eine Gebührenerhöhung allein wegen der erworbenen Bundesligarechte dürfe auf keinen Fall kommen. Es werden sich bestimmt noch andere Gründe finden.

junge Welt 4.7.2003, S. 16

NOK will nach Berlin

...Für das Nationale Olympische Komitee (NOK) ist die Hauptstadt wichtiger als bislang angenommen ...nach Informationen des Tagesspiegel möchte das NOK..., seinen Amtssitz verlegen. Von Frankfurt am Main nach Berlin... Aus NOK-Kreisen heißt es, dass insbesondere Steinbach einen Umzug favorisiere. Er ist seit seiner Wahl zum NOK-Chef im November 2002 um eine enge Kooperation mit der Bundesregierung bemüht... Innerhalb des Verbandes gibt es allerdings, so heißt es in Funktionärskreisen, noch Vorbehalte. Auf einer Präsidiumssitzung des NOK sei gefragt worden, wie die Organisation den Umzug bezahlen wolle... Um dem Sportverband den Standortwechsel zu erleichtern hat Berlin bereits konkrete Hilfsangebote gemacht... darunter ein repräsentatives Gebäude im Stadtzentrum. Das Angebot wurde schon im Senat abgestimmt. Zudem haben die Vertreter Berlins den Sportfunktionären eine finanzielle Förderung des Deutschen Olympischen Instituts (DOI) angeboten. Dieses Institut... muss seit

Ende 2002 ohne öffentliche Förderung auskommen und ist deshalb auf höhere Zuschüsse vom NOK... angewiesen. Im vergangenen Jahr hatte das DOI noch 110.000 Euro von Berlin bekommen. Nun will das Land die Immobilie am Wannsee verkaufen, dessen Wert auf mindestens sechs Millionen Euro geschätzt wird. Falls das NOK nach Berlin umziehen sollte, könnte das Institut wieder mit Finanzhilfen rechnen. Zudem wird seit Monaten darüber diskutiert, dem DOI einen Ersatzstandort auf dem Olympiagelände anzubieten. Auf dem 130 Hektar großen Areal am Olympiastadion sollen in Zukunft auch andere Sportorganisationen angesiedelt werden, etwa das Büro des Boxstalls Sauerland... In Berlin residieren bisher nur kleine Verbände, etwa der Schachverband, der Anglerverband und der Keglerbund. Der Umzug des NOK wäre dagegen ein Durchbruch. Erst wenn große Sportverbände ihren Sitz hier haben, kann die Stadt wirklich behaupten: Berlin spielt mit.
Der Tagesspiegel 5.9.2003

Staatszielbestimmungen

...Durch die sportbezogenen Staatszielbestimmungen in den Landesverfassungen wurden keine Versprechungen gemacht, die die Länder und Gemeinden nicht einhalten könnten. Zum einen wurde und sollte auch nicht eine bestimmte Art und Höhe der staatlichen Sportförderung festgelegt werden, sondern es sollte lediglich verhindert werden, daß der Sport in Zeiten knapper Mittel als erster und möglicherweise als einziger Bereich Kürzungen oder Streichungen von Haushaltsmitteln hinnehmen muß... Die zum Teil laut werdenden Rufe nach staatlicher Reglementierung, nach einem Ausbau des ohnehin ständig wachsenden Sportrechts bringen aus verfassungsrechtlicher Sicht erhebliche Gefahren für die bestehenden Freiheitsrechte mit sich. Es ist deshalb auch auf seiten des Sports überlegenswert, ob nicht bestimmte Auswüchse eines selbtherrlichen Vereins- und Verbandswesens im Interesse einer weithin staatsfreien Sphäre der Selbstverwaltung und –bestimmung vor einem notwendig werdenden Eingriff des Staates durch Selbstregulierungsmechanismen abgestellt werden können... Auch wenn seit dem sogenannten „Bundesligaskandal“ in vielen Bereichen des Vereins- und Verbandsrechts rechtsstaatliche Grundsätze Einzug gehalten haben und die Organisationen auch hinsichtlich der Grundrechte ihrer Mitglieder sensibilisiert sind, gilt

auch heute noch die 1983 von *Udo Steiner* getroffene Feststellung, daß die wirklich drängenden Gefahren für die Freiheit des Sports in erster Linie aus dem Bereich des Sports selbst erwachsen.
Kultur und Sport im Bundesverfassungsrecht. Frankfurt a.M. 1999, S. 355 ff

Deutsche sind die Exoten in der Bundesliga

...Durften bis 1992 pro Spiel nur zwei Ausländer eingesetzt werden, kann jetzt eine komplette Elf ohne Deutsche auflaufen, was Energie Cottbus am 6. April 2001 erstmals fertig brachte. Eine Wiederholung scheint nur eine Frage der Zeit, bei Mannschaften wie Hannover 96 oder Schalke 04 hat nur noch ein Deutscher einen Stammplatz: der Torwart.

Durften bis 1992 pro Spiel nur zwei Ausländer auflaufen, kann jetzt eine komplette Elf ohne Deutsche auflaufen, was Energie Cottbus am 6. April 2001 erstmals fertig brachte...Begünstigt wurde die Entwicklung durch das Bosman-Urteil im Dezember 1995, das den unbeschränkten Einsatz von EU-Ausländern erlaubte. Seit 2001 wurde auch der Einsatz von fünf Ausländern aus Nicht-EU-Staaten (vorher drei) erlaubt. Die Folgen... sind dramatisch: Noch nie kamen so wenige Deutsche zum Einsatz. An den ersten beiden Spieltagen waren es 97 von 248 Spielern (39 Prozent). Zieht man davon noch die eingesetzten 14 Torhüter und jene Spieler ab, die zurückgetreten oder zu unerfahren sind, reduziert sich Völlers Kandidatenliste auf gerade 40 Namen. Völler beurteilt die Situation als „ganz extrem“...

Welt am Sonntag 17.08.2003

Zwölf Tausendstel...

Zwölf Tausendstel Punkte machten den Unterschied. Weil beim Team aus Weißrussland ein Turner verletzt ausfiel, wurde der Titelverteidiger bei der WM in Anaheim nur 13. Mit zwölf Tausendstel Punkten Rückstand auf Deutschland. Die deutschen Turner haben sich damit gerade noch für Olympia 2004 in Athen qualifiziert - die Weißrussen müssen zuschauen... Als das Unerwartete doch geschafft war, kamen die Emotionen. Wolfgang Willam, der Sportdirektor des Deutschen Turnerbundes (DTB), umarmte den Chefbundestrainer Andreas Hirsch. Hirsch umarmte jeden Sportler einzeln. „Dieses Ergebnis ist genauso unglaublich wie unser Wett-

kampf“, sagte der Stuttgarter Turner Thomas Andergassen... Das „Wunder von Anheim“ glich einem Spielfilm, bei dem es nur zwei Möglichkeiten gab: Happyend oder Katastrophe. Die Protagonisten mussten einiges aushalten: den Wettkampf, bei dem sie fast bei allen Reckübungen gepatzt hatten. Eine Pressekonferenz, bei der über den Niedergang des deutschen Turnens räsoniert wurde, über Stellenstreichungen und die Kürzung von Fördergeldern. Eine unruhige Nacht... „Ich habe schon überlegt, wie mein Leben aussehen wird“, sagte Sportsoldat Ronny Ziesmer, „zum Beispiel, woher ich meine Kohle bekommen soll.“

HANDELSBLATT 19.8.2003

Ende mit Tränen

Die Sonne war schon untergegangen in Anaheim, als sich vor dem Arrowhead Pond eine rührende Szene abspielte: Lisa Brügge-
mann, die knapp 1,50 Meter große Turnerin, stürmte schluchzend aus der Halle - so tief saß die Enttäuschung über die verpasste Olympiaqualifikation der deutschen Riege. Da kam der größere Fabian Hambüchen daher und nahm sie in den Arm. Das Bild hatte Symbolcharakter... Mit winzigen vier Hundertstel Punkten Rückstand belegten sie im Mannschaftswettbewerb nur den 13. Platz... Die deutschen Frauen, im Durchschnitt 18 Jahre alt, wurden ausgerechnet von Nordkorea abgefangen, das erneut eine Riege an den Start geschickt hatte, bei der nicht zu erkennen war, dass alle Turnerinnen in diesem Jahr noch 16 Jahre alt werden - wie es der Weltverband in seinen Statuten fordert. Dabei hatten sich die Kampfrichterinnen, was auch nicht besonders fair war, alle Mühe gegeben, die Nordkoreanerinnen hinauszuwerten... Den deutschen Turnerinnen half das alles gar nicht. Zum dritten Mal nach Atlanta 1996 und Sydney 2000 dürfen sie kein Team bei den Olympischen Spielen stellen....

Süddeutsche Zeitung 20.08.2003

Ringer-Bundesliga ist todkrank

Wenn der Vizemeister KSV Aalen... in die neue Runde der Ringer-Bundesliga startet, könnte es für den Klub die letzte Saison werden. „Es ist fünf vor zwölf“, sagt Aalens Präsident Karl Maier im Gespräch mit Tobias Schall...

Die Finanzprobleme der Vereine ziehen sich wie ein roter Faden durch die vergangenen Jahre...

... das ist kein Faden, das ist ein handfester Strick, an dem sich die Liga im übertragenen Sinn bald aufknüpfen kann. So macht es im Grunde keinen Sinn mehr. Die Liga ist krank, todkrank, und es dauert nicht mehr lange, dann wird der große Knall kommen und einige Vereine von der Bildfläche verschwinden. Unser größter Feind ist derzeit nicht der Gegner auf der Matte, sondern die Wirtschaftskrise...

Und was spricht gegen die Ausländerbeschränkung?...

Das ist reiner Populismus. Denn wo sind denn die jungen Athleten, die wir einsetzen könnten? Ich sehe sie nicht. Und wenn ich mich zwischen einem ausländischen Spitzenringer und einem Deutschen entscheiden muss, dann ist eines sicher: Der Ausländer kostet mich weniger und ist sportlich besser...

Stuttgarter Zeitung 15.08.2003

„Wir betteln um Almosen beim örtlichen Bäcker

Im Kreis Rems-Murr ist das Geld noch knapper als anderswo. Die Schorndorfer Ringer mussten sich aus der ersten Liga abmelden, die Fellbacher Volleyballer kämpfen ums Überleben, und auch der Tischtennis-Bundesligist Plüderhausen ist knapp bei Kasse... Dieser Mann hätte einem Eskimo Kühlschränke verkauft... So ist er zumindest aufgetreten, dieser Manfred Landgraf. Eloquent, selbstsicher, charmant, überzeugend. So ist der Inhaber der Sanitärkette „Oase Bäderdesign“ bei den Ringern des ASV Bauknecht Schorndorf erschienen, hat mit Geldscheinen gewedelt und nach dem Aufstieg in die erste Bundesliga verkündet... Ein Märchen sollte geschrieben werden. Drei Jahre ist das nun her. Als die Verantwortlichen am 14. November des vergangenen Jahres vor die Presse traten, war alles Makulatur: Der Hauptsponsor „Oase Bäderdesign“ hatte Insolvenz angemeldet, Landgraf sich ins Ausland abgesetzt... und das Kapitel Ringer-Bundesliga Geschichte... Und das, obwohl es im Remstal „unendlich viele Firmen gibt, die ohne Probleme in der Lage wären, ein paar Euro in den Sport zu stecken“, wie der Funktionär eines Spitzenvereins aus der Region sagt: „Aber nichts passiert und wir betteln beim örtlichen Bäcker um Almosen.“...

Als der SV Fellbach im Jahr 2001 wieder in die Volleyball-Bundesliga aufgestiegen war, da wollte der Trainer Karl-Heinz Striegel seine Schützlinge per Anhalter zu Spielen fahren lassen, um den Etat zu entlasten. Das ist eigentlich nur ein Scherz gewesen, doch viel hätte nicht gefehlt, und die Truppe hätte sich tatsächlich an den Straßenrand gestellt

und den Daumen rausgestreckt... Am Ende stieg man ab. Der Traum... war ausgeträumt. Der SV Fellbach ist früher mal eine große Nummer im deutschen Volleyball gewesen... Beim SV Plüderhausen... ist das mit den Finanzen seit jeher relativ einfach geregelt gewesen: Geritt Albrecht zahlt. Der Immobilienmakler ist mit Herz und Seele - und damit auch seinem Geldbeutel - dem Tischtennissport verfallen. Und ebenso regelmäßig, wie er die Löcher beim Europapokalsieger stopft, droht er auch, alles hinzuwerfen, „wenn wir nicht endlich einen großen Sponsor finden“. Mittlerweile hat sich die Firma Weru bei dem Klub eingekauft, der Weltstar Jan-Ove Waldner wurde angeheuert... Und doch: verliert der Mäzen die Lust, droht das Aus. Albrecht: „Die Resonanz bei anderen Firmen ist gleich null.“

Drei Vereine, drei Schicksale, ein Landkreis - ein Problem: das Geld. „Von der Schönheit des Remstals können wir die Bundesliga nicht bezahlen“, sagt Geritt Albrecht.

Stuttgarter Zeitung 14.8.2003

Sport tut Deutschland gut

Freitagnachmittag hielt der Bundespräsident im Schloß Bellevue Hof und wie geladene Gäste – nach offiziellen Verlautbarungen über 7000 – versicherten, war es abgesehen von den nervenden und nässenden Wetterlaunen eine strahlende Party. Offizieller Titel: „Sommerfest“, offizielle Losung „Sport tut Deutschland gut“, offizielle Kosten: nicht zu erfahren. Obwohl gerade die Summe sicher viele interessiert hätte, schon weil in Berlin erst vor wenigen Tagen wieder Zuschüsse für den Sport radikal gestrichen worden waren. In Lichtenberg schloss man ein weiteres Schwimmbad, die Jugend-Schwimmabteilung mindestens eines Vereins musste aufgelöst und die Kinder nach Hause geschickt werden. Ob man sie zum Trost ins Bellevue geladen hatte, war nicht in Erfahrung zu bringen... Befragte tendierten eher zu „nein“. „Sport tut Deutschland gut“? Wer den Slogan formuliert hatte, verdiente sich kein Bundes-

verdienstkreuz. Denn: Wo tut Sport Deutschland exakt wem auf welche Weise gut? Niemand wusste Genaueres.

Vielleicht in Leipzig... „Der Spiegel“ hatte bereits Ende April (22.4.) gemeldet: „Die Luftballons, die nach der überraschenden Kür Leipzigs zum deutschen Olympiakandidaten in den Himmel aufgestiegen waren, hatten das Stadtzentrum kaum verlassen, da erklärte Richard von Weizsäcker...: 'Man muss nicht erwarten, dass die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees jeden Morgen und jeden Abend an die Montagsdemonstrationen denken.'“ Und dann verriet das Magazin auch noch, dass sich die ersten Leipziger Planungen auf „Blaupausen aus der Spätphase der DDR“ stützten: „Der jetzt geplante Olympiapark im Herzen der Stadt war bereits 'Kernpunkt' aus SED-Plänen, die Spiele an die Neiße zu holen.“ Experten, die damals die DDR-Olympiapläne konzipierten bestätigten jW diese Fakten.

Obendrein setzte „Der Spiegel“ bei seiner Chancenprüfung auch noch auf „eine Liste aus alten Tagen. Auf dieser stehen rund 3700 Absolventen aus 105 Ländern, die an der Deutschen Hochschule studiert oder dort ihre Trainerscheine bestanden haben.“ Viele von ihnen gelangten dank der DHfK-Diplome in wichtige Funktionen ihrer Länder und könnten aus dem Hintergrund die Wahl durchaus beeinflussen. Allerdings würde das voraussetzen, dass Leipzig auf DDR-Traditionen und nicht so sehr auf die Montagsdemos setzt und nebenbei der Welt auch mal erklärt, warum die legendäre DHfK eigentlich abgeschafft und ihre Professoren davongejagt wurden?

junge Welt 25. Juni 2003

Kraulen im Speckmantel

„Mount Everest der Schwimmer“..., so nennt der beste deutsche Langstreckenschwimmer und Weltcupzweite des vorigen Jahres die Durchquerung des Ärmelkanals, die ihm am Mittwoch von Dover zum Cap Gris-Nez bei Calais gelang... Sie spülte ihn nicht an einen sanften Sandstrand, sondern an eine Geröllwüste am felsigen Kap. Dort mußte Wandratsch noch einige Felsen erklettern..., ehe er komplett auf französischem Boden stand und damit die Durchquerung vollendete. In diesem Moment wurden die Uhren angehalten - bei 7:19,48 Stunden. Damit hatte Wandratsch sein großes Ziel, den „Weltrekord“ im Kanal, so knapp verpaßt wie nie-

mand zuvor. Er verfehlte die Bestmarke des Amerikaners Chad Hunderby aus dem Jahr 1994 um die Winzigkeit von zwei Minuten... „Da haben wir wenigstens nächstes Jahr noch was zu tun“, sagte Trainer Stefan Hetzer, fügte aber gleich hinzu: „War nur ein Scherz.“ Hetzer, in der DDR als Trainer von Kristin Otto ein Star, wurde später wegen Verabreichung von Dopingmitteln an Minderjährige verurteilt und bekam keinen Job als Schwimmtrainer mehr. Seitdem hat er als Hobby-Trainer Erfolge mit Langstreckenschwimmern und Triathleten, sein Geld verdient er als Sportlehrer an einer Schauspielschule. Er macht kein Hehl daraus, daß er seinen „rund fünfzig Europa- und Weltrekorden in der DDR“ gern noch den einen im Kanal hinzugefügt hätte, als Werbung in eigener Sache. „Ich habe gezeigt, daß ich auch ohne unterstützende Mittel gute Arbeit leiste“, sagt Hetzer. „Nach zwölf Jahren sollte man mal eine zweite Chance bekommen.“...

Frankfurter Allgemeine Zeitung 21.8.2003

142 Millionen für Beckham

Sportartikel-Hersteller Adidas-Salomon soll David Beckham einen „Rentenvertrag“ angeboten haben. Die englische Zeitung Sunday Mirror berichtete, der Konzern biete dem Kapitän der englischen Fußball-Nationalmannschaft umgerechnet 142 Millionen Euro, falls der sich im Gegenzug verpflichte, die Firma aus Herzogenaurach auch über sein Karriereende hinaus zu vertreten. Es wäre der bislang lukrativste Werbevertrag für einen einzelnen Sportler. Noch führt Golfstar Tiger Woods die Liste der Sport-Werbemillionäre an, der für einen Acht-Jahres-Vertrag von Nike knapp 91 Millionen Euro erhielt. Dem Mirror zufolge hatte Nike zuletzt seine Fühler auch nach Beckham ausgestreckt, der noch drei Jahre an Adidas gebunden ist.

Frankfurter Rundschau 13.8.2003

Disput über Leipzig

Die Nachrichten jagen sich – wenn es um den olympischen Traum geht. Zum Beispiel: Am 6. Mai meldete der Berliner „Tagesspiegel“: „Leipzig und Rostock können bei ihrer Bewerbung auf die Unterstützung der Bundesregierung zählen. 3,65 Milliarden Euro werden ab diesem Jahr für Straßenbauprojekte nach Leipzig (2,78 Milliarden) und Rostock (0,87 Milliarden) fließen. Das sagte Bundesver-

kehrsminister Stolpe bei einem Treffen bei Oberbürgermeister Tiefensee.“

Schon das Wort „fließen“ erregt den Kreislauf. Überall im Land wird eisern gespart werden, Eltern besetzen Schulen, damit ihre Kinder nicht nach den großen Ferien zweimal am Tag 45 Kilometer mit dem Bus fahren müssen, aber in Leipzig „fließt“ das Geld...

Am 9. Mai meldete die „Stuttgarter Zeitung“ „'Unsere olympische Vorfreude ist getrübt', sagt Sachsens Wirtschaftsminister Martin Gillo (CDU) verärgert. 'Das ist kein neues Geld, sondern nur altes, das verspätet kommt' blafft er in Richtung Berlin. ... Es fehle rund ein Milliarde Euro so Gillo.“

Ist eine Milliarde ein Peanut? Die Frage bleibt offen.

Aber damit erschöpfen sich die olympischen Fragen nicht. Die „Leipziger Volkszeitung“, geographisch betrachtet mittendrin zwischen Berlin und Stuttgart, gab sich mit schnödem Geld nicht ab, als sie den Kanzler um vorolympische Auskünfte bat und stieß dabei in Regionen vor, die wahrlich keine Peanuts mehr sind.

Zum Beispiel die Frage der LVZ-Herren Wonka und Wächter: „Wird es international ein Nachteil sein, dass sich Deutschland im Irak-Fall als Nicht-Kriegspartei präsentiert hat?“ Man liest es zweimal, dann ein drittes Mal. Sollte in der auf Olympia hoffenden Stadt tatsächlich eine Zeitung erscheinen, die diese Frage druckt. Die Frage, ob es für Leipzig bei der olympischen Bewerbung ein Nachteil sein könnte, dass die Deutschen auf den Irak-Krieg verzichtet hatten. In irgendeiner Ecke steht in der ehemaligen DHfK noch die Coubertin-Büste, die zu DDR-Seiten geschaffen und finanziert worden war. Coubertin hatte bei seiner Idee, die antiken Olympischen Spiele zu modernisieren, vor allem den Frieden im Sinn. Er hoffte, dass die Spiele dazu beitragen könnten, den damals wie heute täglich gefährdeten Frieden zu sichern. Die Deutschen wollten bekanntlich wegen eben dieser Absicht damals gar nicht teilnehmen und versammelten sich – am Rande bemerkt in Leipzig – um ein „nationales Olympia“ aus der Taufe zu heben, das die Begegnung mit dem Erzfeind vermeiden sollte. Man wagt es nicht zu glauben: 108 Jahre später wird dem deutschen Bundeskanzler aus einer Leipziger Redaktion die Frage gestellt, ob es ein Nachteil sein könne, dass man die Teilnahme an einem Krieg verweigerte? Zu Schröders Ehre sei gesagt, dass er fast konsterniert aber immer noch höflich antwortete: „Das kann ich mir überhaupt

nicht vorstellen.“ Wir – sei betont – könnten uns das ebensowenig vorstellen.

In Leipzig leben zahlreiche Wissenschaftler, die über die Werte des Olympismus exzellent Auskunft geben könnten, auch wenn die Heldenstadt sie einst davonjagte oder – um es akademisch auszudrücken – evaluierte. Ihr Wissen ging dabei nicht drauf. Und sie wären glänzend geeignet, in Volkshochschulkursen den Inhalt des Olympismus zu vermitteln. Damit recht bald in Leipzig möglichst viele erfahren, worum es bei Olympischen Spielen eigentlich geht. Und das wäre auch dringliche Olympiavorbereitung, denn Bewerber sollten auch nachweisen, dass sie über den olympischen Geist im Bilde sind.

Leipzigs Neue 14.6.2003

Das große Schweigen

In Österreich produzieren positive Proben und negative Nachrichten politische Schlagzeilen: Der Hürdensprinter und FPÖ-Abgeordnete Elmar Lichtenegger durfte nicht nach Paris reisen, weil er vor der WM durch eine Dopingkontrolle gefallen ist, und wird nun von der SPÖ aufgefordert, sein Mandat niederzulegen. Im Gegenzug verlangt die FPÖ von der SPÖ-Kandidatin Stephanie Graf auf der Stelle freiwillige Dopingkontrollen, weil sie der muskulösen Läuferin nicht einmal die blutige Schnittwunde vor dem 800-m-Finale abnimmt, sondern die Fußverletzung als Ausweichmanöver vor den Endlaufkontrollen auslegt. Was ist das nur für eine Welt, in der man niemandem mehr vertrauen will oder kann?

Frankfurter Allgemeine Zeitung 28.8.2003

Gejagter Olympiasieger

Über Nacht ist die Goldmedaille, die Jerome Young überraschend über 400 m gewonnen hat, verblaßt und hat einen langen Schatten auf die olympische Goldmedaille geworfen, mit der die amerikanische Staffel 2000 in Sydney entlohnt wurde. Denn der 27jährige Sprinter ist, wie die „Los Angeles Times“... berichtet, der „most wanted athlete“ (gesuchtste Athlet), von dem es drei Jahre lang nicht einmal einen Steckbrief, geschweige denn einen Namen gegeben hatte. Die Zeitung enttarnte... Young als denjenigen, der ein Jahr vor den Jahrtausendspielen positiv auf Nandrolon getestet worden war... Der Fall weist eine Parallele zu den Vorkommnissen

um einen positiven Test vor den Sommerspielen 1988 in Seoul auf. Auch der achtfache Olympiasieger war positiv getestet, suspendiert und dann vom verbandsinternen Schiedsgericht freigesprochen worden.

Frankfurter Allgemeine Zeitung 28.8.2003

Heikes Kritik

Olympiasiegerin Heike Drechsler geht mit den deutschen Leichtathleten bei den Weltmeisterschaften in Paris hart ins Gericht. „Manche Athleten sind sich zu schade, sich richtig zu schinden und zu quälen, da sind viele Softies dabei... Das musste irgendwann mal so kommen.“

General-Anzeiger Bonn 29.8.2003

Leichtfertig über Bord geworfen?

Der stellvertretende Vorsitzende des Bundestags-Sportausschusses, Peter Danckert (SPD), hat nach dem schwachen Abschneiden der deutschen Leichtathleten bei der WM in Paris eine ehrliche Bestandsaufnahme von Sportlern, Funktionären und Politikern verlangt. Dabei müsse kritisch eingeräumt werden, dass die Erfahrungen des DDR-Leistungssports zu leichtfertig über Bord geworfen worden seien, sagte Danckert der Chemnitzer Freien Presse.

Es sei noch nicht zu spät für einen Kurswechsel. Dabei müsse stärker auf die Trainingserfahrungen der früheren DDR zurückgegriffen werden. Danckert nannte es ein „trauriges Zeichen“ für die Leichtathletik im vereinten Deutschland, wenn die Medaillenhoffnungen fast nur auf Athleten lägen, die schon für die DDR siegreich waren. Danckert forderte mehr Kinder- und Jugendsportschulen, in denen früh nach Talenten gesucht wurde. Zugleich plädierte der SPD-Sportpolitiker dafür, die Trainingsarbeit künftig in den großen Leistungszentren zu konzentrieren. Wer sich weigere, „muss auf die Fördergelder verzichten“ (sid).

Süddeutsche Zeitung 13.9.2003

Aus Chemnitz? Ungeeignet!

Günter Netzer ist sein Geld wert - aber er setzt seinen Ruf aufs Spiel. Fragt sich nur, ob dies bei klarem Bewußtsein geschieht oder ob er zum Opfer der Themensteuerung und der Marketingstrategie jenes Medienhauses zu werden droht, von dem der ARD-Mitarbeiter einen weiteren Teil seiner Einkünfte als Fußball-Kritiker bezieht... Nahm er sich zunächst Völlerei zur Brust. so bekommt diesmal Nationalspieler Michael Ballack sein Fett weg. In beiden Fällen ist, von außen betrachtet, ein ähnlicher Mechanismus zu erkennen: Netzer (oder sein Ghostwriter?) formuliert in der angestammten Mittwochskolumne einer Sportzeitschrift provokante Thesen, die tags darauf das täglich erscheinende Schwesterblatt aufgreift und mit neuen, weiter gehenden Ideen ausbaut... Ob nun ein Friedensgipfel zwischen Netzer und Ballack fällig ist? Und ob Ballack überhaupt mitmachen würde? Der Münchner Profi sei „charakterlich nicht geeignet“, „nicht prädestiniert“ für die typische Rolle eines Führungsspielers. so die waghalsige These in der Netzer-Kolumne. Die Begründung ist hanebüchen bis herabsetzend: „Dieses Sich-aus-der-Verantwortung-Nehmen“ in schwieriger Lage könnte eine Frage der Herkunft sein. Ballack ist in Chemnitz geboren. Das DDR-System habe Genies im Kollektiv den Weg verstellt. Hat Netzer den gesamtdeutschen Meistermacher Matthias Sammer glatt übersehen? Sein Trost: Er halte Ballack noch für entwicklungsfähig. Einziger Haken: Der Mittelfeldspieler soll sich, ausgerechnet, an Oliver Kahn ein Beispiel nehmen - „auch außerhalb des Platzes, denn Kahn sagt mittlerweile sehr kluge Sachen“. Leider macht er auch dumme Sachen, man frage nur mal Kahns Frau. Höchstwahrscheinlich hat Netzer den Lebenswandel gar nicht gemeint. Aber die Befindlichkeiten früherer DDR-Bürger hätte er besser nicht außer acht gelassen.

Genau hier fängt die persönliche Rufschädigung an...

Interview mit Ballack in der gleichen Ausgabe der gleichen Zeitung.
„Haben Sie eigentlich schon einmal bedauert, in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, geboren zu sein - und nicht in Mönchengladbach, der Heimatstadt von Günter Netzer?“

Ich? Nee. Warum? Ich nehme an, Sie spielen auf Netzers „Sportbild“-Kolumne an, in der mir meine DDR-Herkunft quasi zum Vorwurf gemacht worden ist.

So ist es. Haben Sie sich Netzers Kritik, im Kollektiv aufgewachsen und deshalb vielleicht „charakterlich nicht dazu geeignet“ zu sein, eine Mannschaft zu führen, zu Herzen genommen?

Über solche Aussagen muß ich gar nicht erst diskutieren. Das erledigt sich von selber. Dennoch: Es ist ein Wahnsinn, was da drin stand.

Haben Autoren aus dem Westen Deutschlands wie eben Netzer eine falsche Vorstellung darüber, wie Kindern in der DDR das Fußballspielen beigebracht wurde?

Ich war mal gerade zwölf Jahre alt, als die Wende kam. Ich habe Fußball gespielt, weil es mir Spaß gemacht hat. Da kam kein Trainer zu mir, der mir gesagt hätte, mein lieber Michael, du darfst dich persönlich nicht weiterentwickeln und keinerlei Führungsaufgaben übernehmen. Im Ernst: Die DDR ist auch heute noch für ihre teils hervorragenden Sportler bekannt.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.2003

Die letzten Schritte des Dieter B. Im Rampenlicht

...Die Inszenierung stimmt. Statt heimlich, still und leise von der internationalen Leichtathletikbühne abzutreten, hat sich Dieter Baumann für den großen, lauten Abgang entschieden... Man kann die rechtzeitige Ankündigung aber auch anders deuten. Wohlwollender. Der Olympiasieger von 1992 wollte dem Lauf in seiner Heimatstadt noch ein letztes Mal zu großer Aufmerksamkeit verhelfen... Dabei liefs für den provokanten Läufer im Herbst seiner Laufbahn nicht mehr so rund wie zu Beginn. Plötzlich, nach den beiden positiven Dopingproben im Herbst 1999, saß der früher so kompromisslose Anti-Doping-Kämpfer Baumann, der gnadenlose Ich-kann-nichts-dafür-Verspotter, selbst auf der Anklagebank. Die Ursache, eine mit Nandrolon verunreinigte Zahnpastatube, wurde zwar gefunden, ein Täter jedoch nie. Deshalb wird immer ein Gschmäckle an Baumann hängen bleiben...Zudem fehlte zuletzt die Geradlinigkeit in Baumanns Karriere. Der Wechsel des Bahnläufers zum Marathon - natürlich wäre der möglich gewesen. Doch dann mit letzter Konsequenz. Das hätte beim täglichen Training beginnen müssen. Statt 170 bis 190 Kilometer die Woche hätten's

ruhig 230 bis 250 Kilometer sein dürfen. Über einen längeren Zeitraum. So wie dies der mehrfache Weltrekordler Haile Gebrselassie auch getan hat. Der 5000-Meter-Olympiasieger von 1992 schaffte den Absprung von der Kunststoffbahn auf den Asphalt jedoch nie richtig. Oder wollte ihn nicht schaffen. Denn eines war dem geschäftstüchtigen Baumann immer klar: „Die Veranstalter wollen, nicht, dass ich nach zweieinhalb Stunden ins Ziel komme.“ Dass er bei seinem ersten Versuch in Hamburg über die klassische Strecke nach 37 Kilometern deshalb ausstieg - für Experten keine wirklich Überraschung. Fortan war dem cleveren Schwaben klar: Nur auf der Bahn kann der Europameister von 1998 sicher seinen Lebensunterhalt erlaufen.

Dieses Verhalten ist an sich ganz legitim. Schließlich ist der 38-Jährige Profi und hat Frau und zwei Kinder zu ernähren. Außerdem hat ihn sein letztlich erfolgloser Lauf durch die juristischen Instanzen eine ordentliche Stange Geld gekostet. Und aus nationaler Sicht war dieser Wechsel ja auch nicht so furchtbar dringend angesagt. Denn noch immer lief „der alte Mann“ (Baumann über Baumann) allen davon. Doch bei Rennen mit internationaler Beteiligung fehlte ihm die alte Klasse. Dabei hatte er in seinem ersten Buch getitelt: „Ich laufe keinem hinterher“.

Irgendwie passt es zur Karriere von Dieter Baumann, dass nun ein Film über ihn gedreht werden wird. Der „Sieger“ soll der Streifen heißen. Die letzte Inszenierung des Dieter Baumann?

Stuttgarter Zeitung 14.09.2003

Hockey klagt

Weltmeister sind sie schon, Europameister wollen sie bleiben und den Olympiasieg haben sie für 2004 im Visier: Die deutschen Hockey-Herren eilen von Erfolg zu Erfolg, doch in Folge der Ignoranz der öffentlich-rechtlichen Sender und der dadurch fehlenden Unterstützung durch Sponsoren sieht Christoph Wüterich die Zukunft der erfolgreichsten olympischen Sportart in Deutschland stark in Gefahr. „Wenn ich mit den Top-Nationen mithalten will, brauche ich mehr TV-Präsenz, sonst bin ich eines Tages zweitklassig“, sagte der Präsident des Deutschen Hockey-Bundes (DHB) bei der EM in Barcelona und attackierte die ARD und das ZDF: „Sie stecken alles in den Fußball und leisten einen wesentlichen Beitrag, den Sport in Deutschland zu zerstören.“

Der Rechtsanwalt aus Stuttgart ist verstimmt darüber, dass ARD und ZDF beim Saison-Höhepunkt der Europameisterschaft nicht vertreten sind und nur zugespielte Sekunden-Berichte in Frühmagazinen fahren. Er vermisst Strategien und Visionen. „Der Olympia-Berichtersteller ist ein Jahr vor Athen nicht vor Ort. Die müssten sich um ihr Produkt kümmern, stattdessen sägen sie den Ast, auf dem sie sitzen, mit Inbrunst ab“, klagte Wüterich. Schon im März 2002, als die DHB-Herren in Malaysia erstmals den WM-Titel nach Deutschland holten, hatte er ARD und ZDF („Totengräber der Sportvielfalt“) heftig angegriffen, da sie erst in der Endphase berichteten. Nach dem Final-Einzug der Herren gegen Spanien läuft es diesmal ähnlich: Im ZDF-Sportstudio am Samstag und bei N 3 im Regionalprogramm am Sonntag sind Berichte geplant.

„Nur wir haben uns geändert. Wir haben Events nach Deutschland geholt, dann sind sie gerne dabei“, moniert Wüterich. Der Ärger ist nachvollziehbar. Zwar schreibt der 1999 bei seiner Amtsübernahme am Rande des Ruins wandelnde DHB (damals knapp 500 000 Mark minus) mittlerweile wieder deutlich schwarze Zahlen, doch er hat derzeit keinen Hauptsponsor und kann seine Top-Akteure nicht gebührend unterstützen. „Wir müssen dahin kommen, dass wir die Top-Leistungen der Spieler angemessen honorieren können. Um das Spitzen-Niveau zu halten, muss ich 40 Spieler versorgen können“, so der DHB-Chef. Immerhin sieht er sich beim Werben von Hauptsponsor-Kandidaten „auf einem guten Weg“ und sagt: „Wir wollen uns nicht zu billig verkaufen.“

Ihren Beitrag wollen wieder die Spieler leisten. Im Finale gegen Spanien peilt das Team von Bundestrainer Bernhard Peters den vierten EM-Titel in Serie und damit das Olympia-Ticket an, das nur der Champion direkt erhält...(dpa)

General-Anzeiger Bonn 13.09.2003

2004 mehr Medaillen als 2000 für Deutschland !

...sagt DSB-Chef von Richthofen. Hinterherlaufende, - springende und -werfende Leichtathleten, abgepaddelte Kanu-Frauen, rausgeflogene Basket- und Volleyballer - in den letzten Wochen erteilte den deutschen Sportfan ein Tiefschlag nach dem anderen. Aber ein Jahr vor Olympia in Athen sagt Manfred von Richthofen, Präsident des Deutschen Sportbundes: „Deutschland steht im Vergleich zu den letzten Olympischen Spielen in Sydney besser

da.“ Was? Die Reaktion bringt dem Boss das Lachen ins Gesicht. Denn er hat sich vor dem Gespräch mit dem KURIER vorbereitet. Von Richthofen ist sehr gut vorbereitet.

„Man darf nicht alles über einen Kamm scheren. Die Leichtathletik ist ein Problemfall. Aber das gilt nicht gleich für alle anderen Sportarten mit.“ Die Leistungssportreferenten haben für von Richthofen die aktuelle Lage analysiert. Daraus zieht er seine Argumente. Und die hören sich gut an. „Eine Auswertung der jeweiligen Saisonhöhepunkte ergab: Deutschland ist die Nummer vier der Welt. Hinter den USA, Russland und China.“

Das ist besser als in Sydney. Damals war Deutschland Fünfter mit 13 Gold-, Silber- und 26 Bronze-Medaillen. „Wir wollen die Nummer 3 werden“, sagt von Richthofen und führt Beweise an. In den Spilsportarten gewannen 2000 nur die Fußball-Damen Bronze. „Das können sie mindestens wieder schaffen. Dazu kommen die Hockey-Männer als Weltmeister. Die Frauen sind ebenfalls im Favoritenkreis, wie die Handball-Männer als Vize-Weltmeister.“

Im Schwimmen gab es vor drei Jahren zweimal Bronze. „Wir sind aus dem Tief heraus, haben mit Hannah Stockbauer, Antje Buschschulte und Thomas Rupprath aktuelle Weltmeister, starke Staffeln und natürlich Weltrekordlerin Franziska van Almsick.“

Stärker sind zudem die Schützen (sechs Medaillen bei der WM), die Modernen Fünfkämpfer (Berlins Weltmeister Eric Walther), die Ruderer (acht WM-Medaillen), die Slalom-Kanuten (drei WM-Medaillen). Von Richthofen nennt Erfolge. Aber die vernebeln ihm nicht den Blick für den Ernst der Lage. „Wir haben in der olympischen Kernsportart Leichtathletik ein großes Problem, in fast allen Bereichen zudem Defizite im Nachwuchs.“ Deshalb steht für den Boss fest: „Nach Athen kommt alles auf den Prüfstand. Wir müssen über die Anzahl der geförderten Sportler, über deren Trainer und über die Stützpunkte reden.“ Wie tief die Einschnitte sein werden, das haben die Sportler noch selbst in der Hand. Von Richthofen: „Bis Athen wird an der Förderung nicht gerüttelt. Danach steht und fällt alles mit einer starken Olympialeistung. Sie wäre mein bestes Argument gegenüber dem Bundesministerium des Inneren, dass es Geld geben muss.“

Berliner Kurier 21.9.2003

Leichtathleten über die Zukunft

...der Deutsche Leichtathletik-Verband... traf sich nach dem miserablen Abschneiden bei der Pariser Weltmeisterschaft..., um die... Sparten Lauf, Sprung, Wurf und Stoß aus der Krise zu führen... Eine Hundertschaft Trainer war anwesend... Aber von den größten Kritikern in den Reihen der Sportler kam keiner, was in DLV-Präsident Clemens Prokop „tiefe Verärgerung“ sowie „völliges Unverständnis“ hervorrief... Nachdem Prokop seine „persönliche Enttäuschung“ aufgearbeitet hatte, stellte er die Ergebnisse vor. In Kurzform: Keiner der Verantwortlichen fliegt raus, niemand demissioniert wegen Platz 28 in der WM-Medaillenwertung, in der Deutschland neben Schwellenländern steht. Conclusio der Gespräche: Im Grunde bleibt alles beim Alten... Das Kernstück der konservativen Systemveränderung ist das sogenannte „Aktionsprogramm Athen 2004“, wonach die Athleten fortan individueller als bisher betreut werden. Ein Junktim zwischen Heim- und Bundestrainer soll die Erfolge zurückbringen... Das Verhältnis von Bundestrainer zu den Athleten sorgte in Paris für viel Gesprächsstoff. Eine Reihe von Sportlern kritisierte deren Arbeit. Bernd Schubert sagte in Kienbaum, er wolle „das Beeinflussbare beeinflussen.“

Berliner Zeitung 22. 9. 2003

REZENSIONEN

Erlebte Sportgeschichte

Schon die Entstehungsgeschichte dieses Büchleins könnte den Stoff für ein neues liefern: Der rührige Vorsitzende der DTSSB-Sportsenioren, Erhard Richter hatte sich die Mühe gemacht, Stationen dieser „Kampfgemeinschaft“ – die, um Irrtümern vorzubeugen, auch engagiert feiern kann – in einem kleinen Taschenbuch zusammenzutragen. Spotless-Verleger Klaus Huhn half ihm, es herauszubringen, aber als es in die Druckerei geliefert werden sollten, fehlten einige Seiten. Klaus Huhn beschrieb sie und schlug den Mitgliedern vor, der von Historikern geschriebenen „DDR-Sportgeschichte“ eines Tages eine Sammlung von zu Papier gebrachten Erlebnissen folgen zu lassen. Das Echo war unglaublich. Bereits vier Monate später war das Manuskript für die „Erlebte Sportgeschichte“ fertig. Ohne eine Spur von Übertreibung ließe es sich als Pflichtlektüre für alle empfehlen, die heute die Geschichte des DDR-Sports aufzuarbeiten vorgeben. Ein Beispiel von vielen. Ungeachtet der Tatsache, dass heutzutage Fußballspieler im Expresshandel vom Amazonas an die Isar „versetzt“ werden, wird der Umzug der BSG Empor Lauter nach Rostock von den „Aufarbeitern“ mit Vorliebe als Super-Beweis für die unmenschliche Kommandowirtschaft des DDR-Sports zitiert. Keiner von denen, die darüber parlieren, weiß, was damals wie wirklich geschah, aber alle klagen an. Seitdem die „Erlebte Sportgeschichte“ erschienen ist, sind alle Geheimnisse enthüllt: Willy Langheinrich hat die Erzgebirgsmannschaft an die Ostsee transferiert und beschreibt alle Details dieses Wandels. Man kann nicht damit rechnen, dass dieser Wechsel nun künftig nur noch korrekt nach den Langheinrich-Angaben dargestellt wird, aber immerhin ließe sich jetzt eine verlässliche Quelle angeben. Imponierend die Liste der über 50 Autoren, in der man Täve Schur ebenso findet, wie Dr. Ramm, Kreisrat von Seelow/Mark, den Olympiasieger und späteren DTSSB-Vizepräsidenten Thomas Köhler und Claudia Laube, Turnerin von Lok Schöneeweide, Generalsekretäre, den früheren Chef der Trainingsstätte Kienbaum, Gerd Barthelmes. Fast ein „who is who“ des DDR-Sports. Wie zu hören war, hat das Büchlein auch andere Seniorengruppen motiviert, ihre Erlebnisse zusammenzutragen. Viel-

leicht entsteht daraus eines Tages eine „zweite“ Geschichte des DDR-Sports.

Erhard Richter (Hrg) – Erlebte Sportgeschichte

Klaus Systol

Harmonie von Geist und Körper

„Harmonie von Geist und Körper - Wirklichkeit und Dichtung bei Goethe“ - Im Epilog folgert der Autor, dass die gewonnenen Auskünfte über Goethes Verhältnis und Verhalten zur Harmonie von Geist und Körper 'in einem... hohen Maße zeitgemäß sind' und verweist auf die im Text ausführlich, quellengestützt und reich illustriert dargestellten Sachverhalte: Goethes „körperliche Leistungsfähigkeit in einer erstaunlichen Vielseitigkeit“, die er zum Erleben der Natur, zu Geselligkeit und zur Unterhaltung nutzte. Körperliche Aktivitäten waren ihm Quelle für Gesundheit und Wohlbefinden und nicht zuletzt auch für die geistige Produktivität. Er unterstützte die pädagogischen Reformer seiner Zeit (Pestalozzi, Hegel, Salzmann, GutsMuths, Jahn), die sich um eine harmonische Erziehung der Jugend bemühten. Und schließlich machte er im Alter die Erfahrung, dass körperliche Aktivitäten „keine Depotwirkung im Alter haben, sondern der altersgerechten Weiterführung bedürfen“, was er vernachlässigte und mit Korpulenz und häufigen Erkrankungen zu spüren bekam. Der Autor wendet sich ausdrücklich gegen Idealisierungen Goethes („der erste Bergsteiger im Deutschen Reiche“, „Bahnbrecher des Schwimmens“ u. a.) in Carl Diems „Körpererziehung bei Goethe“ (1949).

Teil I ist der Jugendzeit gewidmet (Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Frankfurt). Teil II behandelt das Mannesalter („Doppelexistenz“ als Dichter und Amtsinhaber; Wandern, Fechten, Reiten, Jagen, Schießen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Bergsteigen; Reisen in die Bergwelt der Schweiz und des Harzes und nach Italien) und schließt ab mit Altersproblemen und Kuren in böhmischen und anderen Bädern. Teil III verallgemeinert und ergänzt die aus dem Lebenslauf abgeleiteten Aussagen mit Ausführungen zu Schaffensproblemen, zur Wiederentdeckung antiker Körperkultur (u. a. Wörlitzer Drehbergspiele), zur deutschen „Turnerei“ und zum Menschenbild, wozu der Autor sich kritisch zur gegenwärtigen Bildungssituation äussert: Goethes geistiges Erbe, wäre „zur Wieder-

belegung ... eines humanistischen Welt- und Menschenbildes Quelle und Ratgeber“. Es wird deutlich, dass der Autor nicht nur als Historiker schrieb, sondern auch als Pädagoge, kann er doch auf Erfahrungen erfolgreicher Jahre als Hochschullehrer für Sportästhetik an der DHfK zurückgreifen, wo er die Beziehungen zwischen Sport und Kunst wissenschaftlich und pädagogisch erschloss – nicht zuletzt in einer einzigartigen Sammlung bildkünstlerischer Zeugnisse zu diesem Thema.

Günter Witt - hain verlag - 12,80 € - Weimar, 2003

Günter Wonneberger

Der Langstreckler und die Diktatur des Proletariats

Um nicht in falschen Jargon zu geraten und die abgenutzten Vokabel „Ossi“ und „Wessi“ zu strapazieren, sei behutsam angedeutet: Dieses Taschenbuch aus dem Spotless-Verlag fand bislang kein Echo in den westlichen Gefilden unseres Landes. Das kann niemanden verblüffen, denn es befasst sich mit einem Kapitel bundesdeutscher Rechtsgeschichte, die heutzutage gern ignoriert wird. Vor Jahr und Tag ritt die Polizei auf, wenn Gefahr drohte, dass die Flagge der DDR zu Ehren eines Siegers gehisst werden würde und der DTSB galt nach höchstrichterlichem Entscheid als „verfassungsfeindlich“. Knut Holm hat zu dieser obskuren Situation, die bislang von keinem der in DDR-Angelegenheiten oft so eifrigen Historiker untersucht wurde, eine „Einzelfallprüfung“ vorgelegt, die faktisch unantastbar ist. Ein bundesdeutscher Langstreckenläufer hatte die Einladung zu einem Wettbewerb in Altenburg angenommen und war dort gestartet. Als man am 16. April 1964 das Verfahren gegen ihn vor dem Landgericht Dortmund eröffnete, lag eine 227 Seiten starke Anklageschrift auf dem Tisch und unter den vielen Gesetzesverletzungen, die man ihm vorwarf, war zum Beispiel auch das Delikt des Landesverrats! Knut Holm saß von der Eröffnung des Verfahrens bis zur Urteilsverkündung im Gerichtssaal, seine Schilderung ist faktisch unantastbar. Klar wird: 1963 mochte die Bundesregierung wegen des Mauerbaus nicht die Handelsbeziehungen zur DDR abbrechen und suchte nach einem „Nebenfeld“, auf dem man laut protestieren konnte, ohne weitreichende Konsequenz demonstrieren zu müssen. Dieses „Nebenfeld“ war

der Sport und die bundesdeutsche Sportführung spielte willig mit. Der Sportverkehr wurde offiziell abgebrochen und unter den Anklagepunkten des Langstreckenläufers fand sich auch der Vorwurf, er habe mit seinem Besuch in Altenburg dazu beitragen wollen „die Diktatur des Proletariats“ in der BRD aufrichten zu wollen. Richter und Staatsanwalt litten sichtlich unter der Nötigung, die sie zu vollziehen hatten. Aber sie fällten ein Urteil! Heute möchte niemand daran erinnert werden oder sich gar daranmachen, aufzudecken, wie der BRD-Sport zum „Maueropfer“ wurde. Der Nachdruck einer Dokumentation aus der „Frankfurter Rundschau“ komplettiert das Taschenbuch, das sich exzellent als Geschenk für heutige Ankläger gegen den politisierten DDR-Sport eignet.

Knut Holm, *Der Langstreckenläufer und die Diktatur des Proletariats*, Spotless, Berlin

Klaus Systol

DDR-Kinder- und Jugendsportschulen

Als 2002 die „Geschichte des DDR-Sports“ von Wonneberger et al. herauskam, folgte umgehend die Kritik: „so wenig?“, verbunden mit Anmerkungen, was alles zu knapp abgehandelt oder gar nicht erwähnt worden sei. Statt 400 hätten es 1400 Seiten sein mögen – oder mehr. Warum das nicht ging, haben Klaus Huhn und der Spotless-Verlag begründet. Und es wurde aufgefordert, eigene Beiträge zur Ergänzung des Bildes vom DDR-Sport aus der Feder der kompetenten Kritiker zu liefern. Mit dem vorliegenden Titel bringt Gerd Falkner nun eine interessante Ergänzung.

Dem Deutschen Skiverband (DSV) ist für die Förderung eines Projektes zu danken, das ursprünglich als Untersuchung über die Wirkung der Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) auf den Skilauf in der DDR gedacht war, aber alsbald - dafür ist nun eher dem Verfasser zu danken – ausgeweitet wurde zu einer Darstellung von den Anfängen der KJS überhaupt, dieser so besonderen, man darf sagen in der Welt des Sports im 20. Jahrhundert einmaligen Erscheinung.

Es ist viel geschrieben worden über Kinder- und Jugendsportschulen schon seit ihrer Entstehung, und um so öfter, je mehr sie als ein wesentliches Mittel zu wirken begannen, dem Leistungssport der DDR international Anerkennung zu verschaffen. Und noch mehr

wurde über sie geredet. Je nach der Position, die der jeweilige Schreiber oder Sprecher zu diesen Einrichtungen einnahm, waren ihre Aussagen entweder von der Präzisierung der Funktion von KJS im Sport der DDR und der Suche nach optimalen Lösungen bei ihrer weiteren Ausgestaltung bestimmt (darüber war vorwiegend in den Fachzeitschriften des DDR-Sports nachzulesen) oder sie wurden als Medaillenschmieden, als Orte gnadenlosen Leistungszwangs für die quasi kasernierten Kinder und Jugendlichen gekennzeichnet – nachzulesen woanders, doch meist auch in deutscher Sprache.

Man erkennt, daß Gerd Falkner in der Schulsportforschung (der DDR) zuhause ist. Die Monographie „Der Aufbau der Kinder- und Jugendsportschulen in der DDR und ihre Entwicklung bis 1961“ erreicht zu einem denkbar günstigen Zeitpunkt den interessierten Leser. In der deutschen Öffentlichkeit wird die Diskussion - zu Recht - immer intensiver geführt, welchen Weg der deutsche Sport im dritten Jahrtausend gehen soll, insbesondere, welche Funktion er in der heutigen Gesellschaft einnehmen müsse: primär als Zuschauersport Mittel zur Unterhaltung passiver Fernsehkonsumenten zu sein – oder Angebote für alle Bürger zu leisten, insonderheit der Jugend. Im Mai dieses Jahres kündigte Manfred von Richthofen bei einer Tagung im DOI an, mit der 2003/2004 laufenden „Schulsport-Studie“ die deutsche Öffentlichkeit und vor allem die Kultusministerkonferenz auf die kritische Situation im Schulsport in Deutschland aufmerksam zu machen. Ebenfalls im Mai 2003 fand in Berlin das diesjährige Finale von „Jugend trainiert für Olympia“ statt. Eine überregionale Zeitung berichtete dazu „Die Sportgymnasien aus dem Osten dominierten.“ Und hier findet der Leser von Falkners Arbeit die Anregung zum Nachdenken, welchen Nutzen die Erfahrungen aus 40 Jahren KJS heute bringen könnten oder können. Falkner selbst kann in der Einleitung zum Buch feststellen, daß „...bereits Anfang der 90er Jahre eine sehr sachliche Beschäftigung mit dem Thema <Eliteschulen des Sports und Sportgymnasium>“ (die KJS - W.F.) im Kreis der Fachleute eingesetzt hat.

Denn zu gleicher Zeit „...schien die Angelegenheit 1990/91 so diskreditiert und mit so viel, zum Teil auch emotional-negativer Polemik überhäuft, daß eine sachlich-objektive Beschäftigung mit diesem Thema jenseits ideologischer und parteipolitischer Diskussionen unterschiedlichster Art, ebenso wie ein Weiterbestehen sportli-

cher Spezialschulen... ein für allemal... erledigt schien.“ Dieses Buch nun kann zur weiteren Versachlichung beitragen. Falkner hat dafür in ungemein aufwendiger Recherche die einschlägigen Dokumente der für die KJS zuständigen staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen gesichtet.

Er erkennt zwei Entwicklungsphasen in der Geschichte der KJS: die Zeit ihrer Gründung bis 1961 und die Phase seit 1961 unter den bekannten politisch gewandelten Bedingungen bis 1990, die geprägt war „durch das später so charakteristische Erscheinungsbild als Kadernschmieden von Weltklasseathleten“, „die forciert in den 60er Jahren einsetzte und bis zum Beitritt der DDR zur Bundesrepublik im Jahre 1990 immer weiter ausgestaltet, aber zunehmend auch deformiert und diskreditiert wurde“. Sichten und Wertungen, über die weitere Diskussionen folgen werden.

Falkner wendet sich in seiner Untersuchung der ersten Phase der KJS-Entwicklung zu – eine verdienstvolle Entscheidung, denn er stellte besonders in seinen Gesprächsserien fest, daß sehr viele der in den 80er Jahren an den KJS arbeitenden Lehrer ebenso wie die zuständigen Funktionsträger im Staatssekretariat für Körperkultur und Sport, in den Ministerien und in den Sportorganisationen über die Gründungsphase der KJS vielfach keine exakten Kenntnisse (mehr) besaßen; der Generationswechsel hatte seit längerem eingesetzt. So war es für ihn besonders wertvoll, das in den Explorationen erfaßte Wissen der Verantwortungsträger der Anfangsjahre nutzen zu können. Damit liegt mit der Monographie eine geschlossene und ausführliche Darstellung vor, wohlthuend sachlich auch in ihren kritischen Wertungen einer Einrichtung, die für den DDR-Sport von eminenter Bedeutung wurde. Sie fand international Beachtung, viele Länder nahmen Anregungen von ihr auf, die sich vorteilhaft auf den Sport der Jugend und ihr Leistungsstreben auswirkten.

Wolfgang Ahrens, von 1967 bis 1974 Direktor der KJS „Ernst Thälmann“ in Leipzig, überlegt in seinen Erinnerungen an diese Zeit, ob von den KJS etwas bleiben wird: „Konnte und kann es sie in ähnlicher Form in der BRD geben? Ich behaupte: Nein!“ (Beiträge zur Sportgeschichte 11/2000). Es ist sicherlich einer Diskussion wert, ob überhaupt und was aus der Erfahrung „Kinder- und Jugendsportschule“ weitergetragen werden kann. Falkner hat neue Anstöße gegeben zu prüfen, ob Potenzen brach liegen.

Für den im DDR-Sport aktiv gewesenen Leser hätte dieser flüssig geschriebene Bericht ohne Abkürzungsverzeichnis auskommen können. Da Gerd Falkner aber einen viel größeren Leserkreis anspricht, ist es notwendig. Vollständigkeit wäre jedoch angeraten gewesen: zum Beispiel mit TuP: (Zeitschrift) Theorie und Praxis der Körperkultur; Päd.: Zeitschrift „Pädagogik“; ZfG: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft; DZfPh: Deutsche Zeitschrift für Philosophie; APW: Akademie der Pädagogischen Wissenschaften - usw. Die Abkürzungen der Archive hätten, vervollständigt, besser vor das Quellenverzeichnis gepaßt.

Die ausgewählten Dokumente zeigen, daß der Autor seinen Schwerpunkt auf die bestimmende Rolle der Volksbildungsorgane gelegt hat. Sie waren federführend, auch wenn die SED bei der Leitung aller Prozesse auch im Sport, hier in der Führung der KJS zu berücksichtigen ist. Über Periodisierung kann man streiten. Falkner hat seine Wahl begründet (S. 88) – wie hätte der DDR-Sport sich in anderen Entwicklungsschritten bewegen sollen, wenn nicht in Abhängigkeit von den großen politischen Zäsuren – wie 1961? Bis dahin reicht die Darstellung. Das kann kein Endpunkt sein – Kinder- und Jugendsportschulen arbeiteten bis 1990/1991 und wirken nach bis heute. Also wann kommt Teil II (1961–1990/91)?

Gerd Falkner, Hrsg.: Deutscher Skiverband, Planegg 2003,
Wolfhard Frost

Spurt durchs Leben

Nach „Leben in Fahrt“ (Sportverlag 1984) und „Als ich in Bonn meine Akte fand“ (SPOTLESS-Verlag 1997) liegt – pünktlich zum 75. Geburtstag des Autors – der Rückblick „Spurt durchs Leben“ mit dem Untertitel „Versuch einer lückenfüllenden Bilanz“ vor. Knappe Auskünfte über die Familie, die Kindheit und Jugend im Zweiten Weltkrieg leiten die Bilanz eines renommierten Journalisten ein, der im Juni 1945 in einem zerbombten Haus in der Berliner Zimmerstraße bei der „Deutschen Volkszeitung“ und dem damaligen Chefredakteur Paul Wandel begonnen hatte und seit ihrer Gründung am 23. April 1946 bei der Tageszeitung „Neues Deutschland“ bis zum 14. August 1990 tätig war, vor allem als Sportjournalist und Jahrzehnte für die Sportseite zuständig. In die-

ser Zeit wirkte er 17 Jahre im Vorstand der Europäischen Sportjournalistenunion (UEPS), davon vier Jahre als Generalsekretär der Union, die ihm 2002 die Ehrenmitgliedschaft verlieh.

Leben in der Konfrontation, keineswegs aus Prinzip, sondern Widerwillen. Die Verhältnisse waren so. Davon zeugt Klaus Ullrich Huhns Buch „Spurt durchs Leben“ - wie übrigens auch der von ihm 1990 gegründete und seitdem geleitete SPOTLESS-Verlag mit seiner inzwischen Viertelmillion verkaufter Bücher. Im nun vorliegenden Buch berichtet der Autor vor allem über seine Tätigkeit als Journalist von „Neues Deutschland“, als Directeur der „Friedensfahrt“, der größten Amateur-Etappenfahrt des Radsports, und als Journalist bei insgesamt 17 Olympischen Spielen in der Zeit von 1956 bis 1988 mit den und für die Athletinnen und Athleten aus der DDR. Im letzten Kapitel, „Lehrnacht bei Siqueiros“, zieht der Autor Bilanz. Der Leser – sollte es gelingen, aufgeschlossen und vorurteilslos zu bleiben – wird feststellen, daß zumindest ein weiteres „Geheimnis“ der Leistungsfähigkeit des DDR-Sports nicht nur „gelüftet“, sondern glaubhaft belegt wird: die Fülle der Probleme und oft auch vorsätzlich geschaffenen Hindernisse für die Sportlerinnen und Sportler aus der DDR, war nur gemeinsam, im vorbehaltlosen Zusammenwirken aller zu überwinden. Und dafür war sich niemand zu schade. Niemand war sich zu schade, das Seine zu tun im Interesse der Athletinnen und Athleten, um ihnen die besten Bedingungen zu schaffen, im Prozeß der langfristigen Vorbereitung ebenso wie im Prozeß der Wettkampfvorbereitung und zu jeder Zeit am Wettkampfort. Dafür setzten sich alle vorbehaltlos mit ihren Ideen und ihrer Tatkraft ein, bis hin zu den Journalisten. Und der Leser wird bei der Lektüre dieses Buches – möglicherweise - einmal mehr bezweifeln, ob das seit 1990 verordnete eher abschreckende Bild von der DDR im allgemeinen und vom DDR-Sport im besonderen – trotz des betriebenen Aufwandes – glaubwürdig ist. Ob – und das wird in dieser Bilanz immer wieder deutlich - nicht vielmehr stets bedacht werden muß, daß in der Bundesrepublik der Adenauer-Zeit der Teil der Nazipolitik, der den Krieg gegen die Sowjetunion als Kampf gegen den Stalinismus darstellte, bald Wurzel einer Nachkriegstradition war, die als legitimatorischer Faktor sowohl den alten Nazis nützte als auch dem aggressiven Antikommunismus und einer aus der Zeit vor 1945 tradierten Aggressivität gegen die DDR, die auch den Sport nicht verschonte.

Der Schriftsteller Walter Kaufmann – er stand 1956 in Melbourne als Australier den Athleten aus der DDR als Olympia-Attaché zur Verfügung - resümiert in seiner Rezension des Buches in der Zeitschrift „Ossietsyky“ (14/2003, S. 500) „...und es war dem Australier eine Genugtuung, daß nach der ‚Rückwende‘ sein einstiger ‚Begleiter‘ so besessen wie eh und je geblieben war, mitreißend auch, unverzagt und seinen Ansichten treu. Er hat die Menschen..., die seine Wege teilten nicht vergessen, seine Freunde und Genossen nicht, auf die Verlaß war. Und wie er nach dem erschütternden Abschnitt über Gerhard Rieges Selbstmord sehr bewußt Wolf Biermanns zynische Verlautbarungen über den ‚Nutzen‘ solcher Selbstmorde zitiert: ‚Es würden Wohnungen frei für Asylanten. Die Gesellschaft würde Milliarden an Pensionen und Renten sparen‘, so schweigt er auch nicht über andere Zeitgenossen, die ihm zuwider waren.“ Klaus Ullrich Huhn – und das offenbart diese Bilanz immer wieder nachdrücklich - gehört zu denen, die vom Recht des Subjekts Gebrauch machen, Einspruch zu erheben, indem sie die Dinge beim Namen nennen. Aber - und das wußte schon Adorno – das ist in dieser Gesellschaft oft schon des Guten zu viel und bringt in Konfrontation.

Klaus Ullrich Huhn, Spurt durchs Leben, Spotless-Verlag, 2003,
Margot Budzisch

Die Steuerung und Regelung des Betriebs der Skelettmuskeln

Der Autor hielt es für angemessen, nachdem er auf eine mehr als 30jährige Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Organfunktionen des Körpers unter den Bedingungen hochleistungssportlicher Anforderungen zurückblicken kann, dieses Buch zu schreiben, das er in neun Kapitel gliedert. Für mich ist, da ich den Autor jahrelang persönlich kenne und erlebe, bestens nachvollziehbar, wenn er sich wiederholt beklagt, daß bis dato im deutschsprachigen Raum für das größte menschliche Organ, das Organsystem „Skelettmuskel“, keine fachärztliche Kompetenz gegeben ist. Bis 1989 gab es Ansätze, in denen sich die Sportmedizin der DDR mit dem Facharzt für Sportmedizin dieses Problems für ausgewählte inhaltlich-relevante Themenfelder anzunehmen versuchte. Von Ganzheitlichkeit konnte auch da nicht die Rede sein. Der Autor bemängelt zu

Recht, daß die Forschungsarbeit sowie Diagnostik und Therapie im Bereich der menschlichen Skelettmuskulatur noch viele Wünsche offen läßt. Da der Autor die Ansätze, Ergebnisse und Schlußfolgerungen seiner Forschungsarbeiten zur Betriebsweise des skelettmotorischen Systems auch immer als betreuender Arzt verschiedener Sportarten in der Praxis selbst erproben und erleben konnte, kam er auch zu der Erkenntnis, daß dem Skelettmuskelgewebe von Tier und Mensch mit seinen Steuer- und Regeleinrichtungen eine Sonderstellung unter allen Geweben einzuräumen ist, die er ausreichend begründet. Der Verfasser stellt das funktionelle Geschehen im skelettmotorischen Großsystem in Form eines Modells vor. Dabei versucht er die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß unsere anatomisch-histologisch geprägte statische Betrachtungsweise, wegen der sich ständig ändernden betrieblichen Abläufe und dem Anpassungszwang im Skelettmuskel, an der Realität vorbeigeht.

Insgesamt ist die Monographie als eine wertvolle Beschreibung der skelettmotorischen Vorgänge mit wissenschaftlich modernsten Betrachtungsweisen und Auffassungen einzuordnen, die auch richtungsweisend für die Zukunft sind. Sie entspricht in ihren Textfassungen und Erläuterungen mit vergleichenden Beispielen aus der Tierwelt der dem Autor sehr eigenen Darstellungsart, die immer wieder Bewunderung beim Leser hervorruft. Er ist ein Meister in der verblüffend einfachen Darstellung komplizierter physiologischer Vorgänge und Zusammenhänge. Interessenten werden deshalb viele sein, die auf interdisziplinär orientierten muskelphysiologischen Tätigkeitsfeldern wirken.

Manfred Paerisch, Die Steuerung und Regelung...;Schkeuditz 2003,
Klaus Gottschalk

Frauen und Sport in der DDR

Als Sportlehrerin, die am 1. September 1953 - nach einem Studium an der Friedrich-Schiller-Universität Jena - ihre berufliche Tätigkeit begann und 1990 mit dem Eintritt ins Rentenalter beendete, las ich diesen „Bericht über den Alltag des Sports von Frauen in der DDR“ (Büch, S. 3) besonders erwartungsvoll und interessiert. Hatte ich doch selbst die Entwicklung des Sports in der DDR als aktive Sportlerin, Sportstudentin, Sportlehrerin an allgemeinbildenden

den Schulen und im Hochschuldienst, als Bezirksturnrat und im Prozeß der Lehrerweiterbildung erlebt und mitgestaltet. Besonders gespannt war ich darauf, ob und inwieweit das breite Quellenstudium, die vielfältigen Analyse- und Rechercheergebnisse zu vorurteilslosen Wertungen führen. Die beeindruckende thematische Breite dieses Berichts vom „Geschlechterarrangement in der DDR“ über „Frauen und Sport im Spiegel der DDR-Literatur“, „Diplomantinnen im Trainingsanzug – Frauen im Hochleistungssport“, „Frauen im Breiten- und Freizeitsport“ bis zu „Frauen und ihr Desinteresse am Sport...“ untersetzt durch statistische (nicht mathematisch-statistische) Analysen und Befragungsergebnisse ließen vielfältige und differenzierte Aussagen erwarten. Wenngleich die Autorin selbst das Vorgestellte als „Bruchstücke“ (S. 11) oder auch „Mosaiksteine“ (S. 248) bezeichnet, in ihrer Analyse die Gesellschaft für Sport und Technik, den Schulsport und die Sportlehrer/innen-Ausbildung, die Sportwissenschaft, die Ausbildung und berufliche Situation der Trainer/innen nicht berücksichtigt (S. 10) und ihre „Ergebnisse im Kontext der Geschlechterforschung“ (S. 11) diskutiert. Trotz all dieser Einschränkungen ist und bleibt man - als noch immer aktive Leichtathletin und Sportlehrerin mit 40jähriger Berufspraxis – gespannt auf die Ergebnisse dieser Untersuchung.

Auch wenn es erklärte Absicht der Autorin war, sich „nicht in eine allgemeine Auseinandersetzung mit dem Gesellschaftssystem zu verstricken“ (S. 11), verblüfft doch zunächst, daß in den Kapiteln zur „historischen Entwicklung der Frauen- und Familienpolitik in der DDR“ (S. 26) und zu „Sport und Politik in der SBZ“ (S. 58) zwar die bedingungslose Kapitulation 1945 durch Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges und die Direktive 23 des Kontrollrats in Deutschland vom 17.12.1945 genannt werden, aber die entscheidende Bedingung für das Entstehen einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung im Osten Deutschlands, das am 2.8.1945 auf der Potsdamer Konferenz unterzeichnete Potsdamer Abkommen, nicht einmal erwähnt wird. Ebenso wenig ist zu verstehen, daß eine „historische Rekonstruktion“, in diesem Fall zur Emanzipation der Frauen, den Prozeßcharakter solch eines außerordentlich lange währenden und komplexen Prozesses und das dadurch bedingte Spannungsverhältnis zwischen den politischen Zielen, dem ständigen Ringen um die Realisierung dieser Ziele

und ihrer Durchsetzung bis hin zur Verankerung in den tagtäglich gelebten Werten weitgehend unberücksichtigt bleibt. So wird bereits eingangs (S. 10) völlig unbelegt behauptet, daß „die ‘Frauenfrage’ in der DDR als gelöst galt“. Solch eine Illusion hegte im Wissen darum, daß das nicht nur und ausschließlich eine politisch-rechtliche Frage der Gleichstellung von Mann und Frau ist, sondern insbesondere ein vielschichtiges ökonomisches und politisch-soziales Problem, das nur in langwierigen Entwicklungen über Generationen lösbar sein wird, wohl niemand. Diese den Prozeßcharakter und die Komplexität der analysierten Prozesse vernachlässigende Sichtweise wird auch nicht durch die Fülle der Einzelbelege und Einzelbeispiele gemildert und schon gar nicht durch die Ergebnisse einer der qualitativen Forschung zuzuordnenden Befragung (S. 209 ff), sondern eher verschärft. Sicher ist manches Ergebnis interessant und überdenkenswert, sofern der Leser das Einzelne im Zusammenhang mit dem Besonderen und Allgemeinen sieht, auch Falsches, Fehldeutungen und Fehlschlüsse ignoriert. Alles in allem gilt aber für die vorgelegte Analyse die Antwort von Edelfrid Buggel auf die Frage „Wurde der Volkssport in der DDR vernachlässigt?“: „Von primärer Bedeutung ist, unter welchen gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen der aufgeworfene Sachverhalt analysiert und bewertet werden soll.“ Bei aller Hochachtung, zum Beispiel für die Breite der Analyse, zieht sich doch leider wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit die Sichtweise - salopp gesagt - „das Glas ist nicht halb voll, sondern halb leer“. Schade! Bis zu einer tatsächlich vorurteilsfreien Wertung scheint es noch ein langer, langer Weg zu sein.

Gertrud Pfister; Sport und Frauen in der DDR;- Sport und Buch Strauß;- Köln 2002

Annemarie Weigt

Chronik des Skisports

der Wintersportregion Klingenthal

Diese bemerkenswerte Chronik des Skisports der Wintersportregion Klingenthal umfaßt den Zeitraum von 1886 bis 2002. Sie informiert über die „große Zeit der Skipioniere“ (1886 – 1945), über die Zeit, in der „der Medaillenreigen... eingeläutet“ wird (1946 – 1969), über „Klingenthaler auf der Medaillenspur“ (1970 – 1980), darüber als den „Mühen der Berge... die der Ebene“ folgen (1981 – 1990) und abschließend in einem Kapitel, das den Titel „Schwieriger Start in eine neue Zeit“ (1990 – 2002) trägt. Die Chronologie listet akribisch die Entwicklungen und Leistungen auf, die Anfänge und die ersten nationalen und internationalen Erfolge, die Ergebnisse aus jener Zeit als Klingenthaler Athletinnen und Athleten beständig zur Weltspitze gehörten, und die Ereignisse und Leistungen nach 1990 mit schwierigem Start, wie der Autor formuliert. Höchst sachlich wird in erster Linie das von den Athletinnen und Athleten Erreichte aufgelistet. In den Jahren zwischen 1956 und 1990 muß offenbar aus der Fülle streng ausgewählt werden. Denn so selbstverständlich wie die Ergebnisse der Junioren-Europa- und der Junioren-Weltmeisterschaften Platz finden, können die der Jugendwettkämpfe der Freundschaft, der DDR-Jugendmeisterschaften oder der Zentralen Kinder- und Jugendspartakiaden nur ausnahmsweise berücksichtigt werden, wenn die Klingenthaler Starter ganz Besonderes vollbrachten, zum Beispiel drei Goldmedaillen gewannen wie Lutz Liebig 1984, Caroline Schimmel oder Alexander Ziron 1987. In den Jahren nach 1990 ist das anders, nun zählt jede Deutsche Jugendmeisterschaft. Auch die 1. Vogtländischen Kinder- und Jugendspiele werden genannt. Der Landrat des Vogtlandkreises, Dr. Tassilo Lenk, legt allerdings bereits in seinem Vorwort Gründe dafür dar, wenn er schreibt: „Die politische Wende brachte große Schwierigkeiten bei der Umsetzung der leistungssportlichen Entwicklung... Finanzielle Unsicherheiten führten Anfang der 90er zur Fluktuation von Auswahlportlern...“ Und so erfährt man in dieser Chronik auch etwas über die Ex-Klingenthaler, wie Sven Hannawald, Gerd Siegmund oder René Sommerfeld. Und man erfährt: „2001 Erstmals seit 1954 fehlen Sportler aus Klingenthal bei einer Ski-Weltmeisterschaft.“ (S. 61) Trotz aller Anstrengungen und der Bündelung der Kräfte, zum Beispiel durch Bildung des Vogtländi-

schen Skiclubs Klingenthal, konnte das nicht verhindert werden. Diese Chronik ist also nicht nur aufschlußreich, sondern auch lehrreich.

Thorald Meisel; Skisport Klingenthal; Skiclub Klingenthal e.V.; 2002

Margot Budzisch

GEDENKEN

Gerhard Michael

(14. September 1920 - 9. August 2003)

Die Vokabel „Urgestein“ hat sich abgebraucht. Bei Gerhard Michael kommt man dennoch nicht an ihr vorbei. Wenn jemand zum „Urgestein“ des DDR-Sports gehört, dann er. In seinem Weißenfeller „Vorleben“ brachte er es bis zum Reichsbahninspektor. Dann trieb ihn der Faschismus in die Schützengräben. Der begeisterte Anhänger friedvollen Sports lernte die Schrecken des Krieges kennen und kämpfte seitdem er aus den Schlachten heimkehrte, mit allen Kräften für eine friedliche Zukunft. Der Sport der DDR schien ihm das ideale Feld für dieses Anliegen. Er begann an der „Basis“, stand in der Mannschaft, die den ersten Ostzonen-Handballtitel erlangte, gehörte zur Sprintstaffel, die den ersten Rekord lief und stieg in den Zug nach Berlin, als dort Freiwillige gesucht wurden, die den neuen nazifreien Sport aufbauen sollten. Er stieg auf zum stellvertretenden Leiter der Abteilung Sport im Deutschen Sportausschuss. Nie werde ich vergessen, wie wir beide 1954 zum ersten Mal die deutschen „Alleinvertreter“ hinter uns ließen und mit Hilfe italienischer Genossen der DDR-Schwimmnationalmannschaft den Weg zu ihren ersten Europameisterschaften nach Turin ebneten, wo Jutta Langenau Weltrekord schwamm und einen Titel gewann. Zum ersten Mal gelangte die DDR in die Schlagzeilen. 1956 fungierte er als Mannschaftsleiter bei den Olympischen Spielen in Melbourne. Er war einer der Pioniere der Gründerjahre und würde sich je jemand aufraffen können, eine „Halle des Ruhms“ des DDR-Sports einzurichten, würde sein Bild in der ersten Reihe hängen. 1963 übernahm er die Leitung des mit 21 Sportarten größten Berliner Sportklubs, des TSC und führte ihn zu vielen Erfolgen. Gerhard war für seine Umwelt nicht immer „bequem“, was ihm nicht nur Ärger, sondern auch Nachteile eintrug, aber nichts konnte ihn davon abbringen, der Sache, der er sich verschrieben hatte, die Treue zu wahren. So übernahm er 1970 die Aufgabe, das Berliner Schulschwimmen zu leiten und mit welcher Konsequenz er sich dem Auftrag widmete, verrät die Tatsache, dass er Oberlehrer und schließlich Oberstudienrat wurde. Hätte man die Prinzipien, die er für das Schulschwimmen eingeführt hatte, nach der Rückwende

beherzigt, würde manches heute anders aussehen. Als der TSC nur Monate vor seinem Tod den 40. Jahrestag feierte, war er umschwärmter Ehrengast an der Festtafel. Wolfgang Helfritsch, lange Jahre Leiter der Berliner KJS widmete ihm weise Worte zum Abschied. Worte, die auch dafür sorgen werden, dass Gerhard Michael nicht in Vergessenheit gerät.

Klaus Huhn